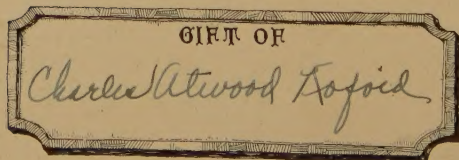
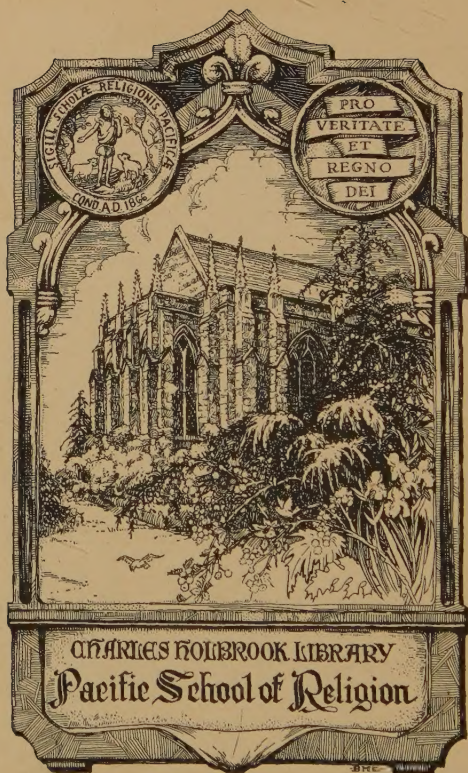
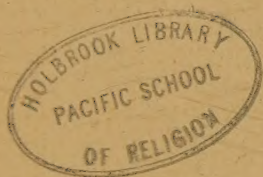
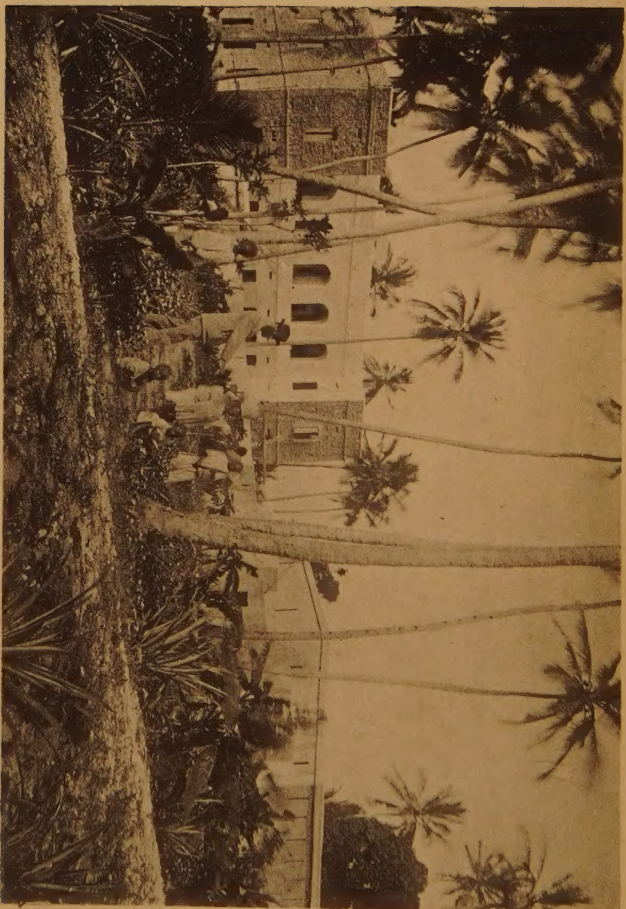


MX14
C65







Missionsgehört in Dar-es-Salaam.



Bilder aus Ostafrika.

Von

Daniel v. Cölln,
Oberpfarrer zu Brück in der Mark.

Mit Titelbild und Karte.



Berlin 1891.
Buchhandlung der Deutschen Lehrerzeitung.
(F. Zilleßen.)

MX14
C65

8

Sr. Hochwohlgeboren

dem Kaiserlichen Generalkonsul

Herrn Gerhard Rohlfs

in Godesberg,

dem großen Afrikaforscher
und Freunde deutsch-evangelischer Mission,

zur Erneuerung

alter Jugendfreundschaft

in Ehrerbietung und Liebe

gewidmet

vom

Herausgeber.

Vorwort.

Die Blicke aller Deutschen sind gegenwärtig auf Ostafrika gerichtet. Mit größter Bewunderung preist man die Kühnheit der Männer, welche den Grund gelegt haben zur Besitzergreifung jenes gewaltigen Gebietes, welches völkerrechtlich jetzt Deutschland zugesprochen ist, die glorreichen Erfolge unsrer Waffen, durch welche Major von Wissmann mit seiner Schutztruppe in Verbindung mit unsrer immer mehr erstarkenden Flotte den Aufstand unterdrückt hat, welcher alles bisher Erreichte in Frage zu stellen schien, und die ruhige Besonnenheit, mit welcher der vielbewährte Emin Pascha im Dienste des Vaterlandes daran arbeitet, im Innern Deutsch-Ostafrikas Ordnung zu schaffen. Solchen Thaten gegenüber darf aber nicht vergessen werden, daß die Kulturarbeit des deutschen Volkes im dunkeln Erdteile nur dann die rechte und dauernden Bestand verbürgende ist, wenn es gelingt, die Bevölkerung selbst für wahre Zivilisation zu gewinnen, und daß das Christentum die Grundlage aller Ordnung und Sitte ist. Die christliche Mission hat deshalb denselben Anspruch auf die wärmste Teilnahme aller Vaterlandsfreunde wie die übrigen Zivilisationsbestrebungen. Bekanntlich hat sowohl die evangelische als auch die römische Kirche an verschiedenen Punkten des deutschen Gebietes solche Missionsarbeit in Angriff genommen, und man hat in neuerer Zeit vielfach in der Öffentlichkeit die letztere auf Kosten der ersteren gerühmt. Das Hin- und Herstreiten über diese Fragen bringt nicht viel Frucht, aber evangelischen Christen thut es immerhin wehe, wenn aus Mangel an genügender Kenntnis der Thatsachen die Arbeit solcher Männer unterschätzt wird, die mit bewunderns-

würdigem Opfermuth allen Gefahren trotzend ihr Leben an die Erreichung des Zieles setzen, dem Evangelium auch in Afrika Bahn zu brechen.

Ich bin deshalb gern der Aufforderung nachgekommen, zur Belebung des deutsch-evangelischen Interesses an den Ländern und Völkern unsrer größten Kolonie »Bilder aus Ostafrika« zu veröffentlichen, und würde mich herzlich freuen, wenn es mir gelänge, dadurch in weiteren Kreisen thatkräftige Teilnahme an der christlichen Kulturarbeit für Ostafrika zu erwecken und, wo sie bereits vorhanden ist, sie zu stärken. Als Quellen haben mir das Weißbuch des Deutschen Reiches, die Berichte in der »Kolonialzeitung«, die deutschen und englischen Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission, eine Reihe von Reise werken u. a. gedient, und ich habe hie und da es für richtig gehalten, mich auch wörtlich an das dort Gegebene anzuschließen. Es ist mir eine große Freude und Ehre, daß mein alter Jugendfreund, der bekannte Afrikaforscher Gerhard Rohlfs, welcher die ersten Bogen dieses Buches mit besonderem Interesse gelesen, mir gestattet hat, ihm dasselbe zu widmen, und daß das kartographische Institut von C. Flemming in Glogau in selbstloser Weise für das Buch, dessen Reinertrag der Evangelischen Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika zu gute kommen soll, eine schöne Karte zur Verfügung gestellt hat. Das ansprechende Titelbild und die würdige Ausstattung des Buches werden hoffentlich auch ihr Teil dazu beitragen, demselben in den deutschen Familien, namentlich auch für die heranwachsende Jugend Eingang zu verschaffen.

Möge Gott der Herr, in dessen Reichsplan gewiß auch diese neue Friedensaufgabe des deutschen Volkes gehört, seinen Segen auf diese geringe Arbeit legen!

Brück, am 10. November 1890.

v. Cölln.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Sanſibar. S. 9

Sultan von Sanſibar. — Krapi und Nebmann. — Dr. Peters. — Der Kaiſerliche Schutzbrieſ. — Koblſ. — Sanſibar, der Schlüssel Ostafrikas. — Chriſtuskirche. — Livingston. — Kungani. — Ev. Miſſionsgeſ. für Deutſch-Oſtafrika in Berlin. — Frauenverein für Krankenpflege in unſern Kolonien. — Andre deutſche Miſſionen. — Deutſch-evangelisches Hoſpital. — Bau eines Krankenhaufes. — Paſtor von Bodelſchwingh.

Zweites Kapitel.

Die deutſche Kolonie. S. 20

Die drei Begründer. — Dr. Peters. — Uſeguha. — Uſagara. — Mpuapua und Mamboia. — Die engliſch-iruliſche Miſſion. — Herrlicher Erfolg. — Mittelbarer Einfluß. — Das deutſche Interessengebiet. — Der Küſtenvertrag. — Deutſch-evangelische Miſſion. — Kardinal Lavigne. — Die Thronrede des Kaiſers. — Wismann. — Emin Paſcha. — Die wichtigſte Kulturarbeit.

Drittes Kapitel.

Dar-es-Salaam. S. 35

Page. — Der Friedenhafen. — Ruinen. — Die neue Zeit. — Herr Lene. — Reiſe nach dem Ruſibji. — Mitarbeiter.

Viertes Kapitel.

Greiners Leben S. 40

Brombach. — Greiners Jugend. — Paſtor Ledderhoſe. — Kinder Gottes. — St. Chriſchona Kirche. — Chr. Fr. Spittler. — Der erſte Pilgermiſſionar. — Adſtan Schlienz. — Schneller. — Heiligtöſe Verſammlungen. — Des Vaters Tod. — Eine wunderbare Rettung. — Zögling von St. Chriſchona. — Chriſtiane Pregizer. — Nach Afrika. — Samuel Gobat. — Brüderhaus in Jeruſalem. — Chriſches Waiſenhaus. — Abefſinien. — König Theodoros. — Die Apoſtelſtraße. — Die Prophetenſtraße. — Mr. Arhington. — Ausſendung von vier Brüdern. — Abſchied fürs Leben. — Die Cholera. — In Jaffa und Jeruſalem. — Unterricht in der arabiſchen Sprache. — Kairo. — Luſt abzukeiden. — Alexandrien. — Die Fahrt auf dem Nil. — Reiſe durch die ſibiſche Wüſte. — Medaref. — Jakob Mooh. — Zurück nach Agypten und in die Heimat. — Zum zweitenmal nach Afrika. — Suez. — Taſchura. — Amhariſche Sprache. — Die kriegſüchtigen Iſa. — Gebet um Regen. — Der König von Ruſſa. — Fieber. — Am Hawaſch. — Miſſionsberuf. —

In Daue. — König Menelef. — Antobar. — Die abessinische Kirche. — Gründung einer Schule. — Was der Missionar alles sein muß. — Hausbau. — Hochzeit. — Sterbelager. — Übersetzung der biblischen Geschichte. — Zweite Gattin. — König Johannes von Tigre. — Katholische Missionare. — Übersiedelung ins Gallaland. — Pionier der Kultur. — Bau von Wohnhäusern. — Erweckung. — Großer Schrecken. — Die Geburt des Söhnleins. — Greiners Einfluß. — Gobau Desta. — Ein jähes Ende. — Der Abschied. — Thränenfaat. — In Antobar. — In die Wildnis. — Eine Sklavenkarawane. — Wasser in der Wüste. — Der Räuberhauptmann Asja Amara. — Die Speise der Hyänen. — Der Salzsee Assal. — Am Golf von Tadschura. — Verabung. — Kranl in Messina.

Fünftes Kapitel.

Anfänge deutsch-evangelischer Mission in Dar-es-Salaam.

S. 73

Greiners Abordnung. — Die Reise auf der Dhau. — Im heißen Sande. — Ankunft in Dar-es-Salaam. — Mietwohnung. — Vorbereitung zum Bau eines Missionshauses. — Ein saures Stück Arbeit. — Ein vorzügliches Grundstück. — Missionsthätigkeit. — Baumaterial. — Versuchung zum Verzagten. — Baumeister Wolfs Begräbnis. — Krankheit im eignen Hause. — Greiner am Rande des Grabes. — Getroßt und unverzagt. — Bete und arbeite! — Häusliche Andacht. — Öffentlicher Gottesdienst für die Deutschen und Suaheli. — Gehilfen. — Acht Sklaventrüber. — Krankenpflegestation. — Musterplantage. — Schwieriger Verkehr. — Brunnen und neue Häuser. — Weihnachtsfest. — Die schwarze Kolonie. — Weiter ans Werk. — Grundsteinlegung. — Auszug ins Innere. — Kiserawe. — Gerichtsversammlung. — Ein Esel als Löwe.

Sechstes Kapitel.

In Krieg und Frieden

S. 93

Deutsche Verwaltung. — Der Wali von Dar-es-Salaam. — Die Flaggenhissung. — Polizeitruppen. — Energie des Bezirkschefs. — Freundliche Demonstration der Bevölkerung. — Die Askari. — Regelung des Zollwesens. — Beginn des Aufstandes. — Die Araber. — Der Sklavenhandel. — Pangani. — Eingreifen der kaiserlichen Marine. — Das Sultansschiff Barawa. — General Mathews. — Niederlegung der Waffen. — Tanga. — Die „Möwe“. — Baron v. Gravenreuth. — Bagamoyo. — Die südlichen Hüfen. — Der Schwur in der Moschee. — Der Tod zweier Deutschen in Kilwa. — Auslehnung gegen den Sultan. — Volksversammlung in Dar-es-Salaam. — Die Blockade. — Die befreiten Sklaven. — Ein Fehdebrief. — Standrecht. — Missionar Greiner. — Das gestörte Weihnachtsfest. — Herannahen der Raubmörder. — Ein trübes Neujahr. — Alles flieht. — Der Kampf im Missionsgebösch. — Die Granaten der „Möwe“. — Ins Boot. — Aus drei Gefahren errettet. — Alles zerstört. — Die Feuertaufe. — Dar-es-Salaam ein Trümmerhaufen. — Das Los der befreiten Sklaven. — Die katholische Mission in Bugu. — Nach Sansibar. — Zurück nach Dar-es-Salaam. — Die Erkrankung der Frau Greiner. — Die Friedensstadt. — Unter Hauptmann Wischmann von Sieg zu Sieg. — Buschiri gehängt. — Major von Wischmann. — Gouverneur Freiherr von Eoden. — Das neue Missionshaus. — Missionsaufgabe.

Bilder aus Ostafrika.

Erstes Kapitel.

Sansibar.

„Haben Sie schon den Kristallpalast kennen gelernt?“, so fragten mich eines Tages im Juni 1875 meine Freunde in Sydenham. „Bis jetzt noch nicht; und eigentlich ist mein kurzer Aufenthalt hier nur dem Studium der wohlthätigen Anstalten Londons gewidmet,“ war meine Antwort. „Wenn auch — für das großartige Weltwunder Londons müssen Sie einen Nachmittag opfern, und da ist morgen gerade die beste Gelegenheit; denn nachmittags ist auf dem Riesenpodium vor der Händelorgel das alljährliche Konzert von 4000 der besten Sängern aus den Sonntagschulen Londons, und abends soll ein Feuerwerk abgebrannt werden, so großartig, wie es selbst in London selten gesehen worden ist, weil der Sultan von Sansibar seinen Besuch angekündigt hat.“ Das war allerdings verlockend genug, denn wenn es trotz der großartigen Beleuchtung des Riesengartens auch nicht möglich war, die auf einem Balkon erscheinende schwarze Majestät genauer in Augenschein zu nehmen — die Großartigkeit des Feuerwerks, die begeisterten Zurufe des Volkes und der in Flammenschrift am Himmel erscheinende riesige Namenszug des Sultans Said Bargasch waren überaus interessante, deutliche Merk-

zeichen des dringenden Wunsches der Söhne Albions, den mächtigsten Herrscher Ostafrikas unter ihren Einfluß zu bringen. — Und war solches Bestreben nicht berechtigt? Gebührte nicht England in dem fremden Erdteil mehr oder weniger die Alleinherrschaft, die es erstrebte? Wir Deutschen wenigstens thaten ja nichts trotz der glorreichen Erneuerung von Kaiser und Reich, trotz der wachsenden Macht unserer Marine, ihm dieselbe streitig zu machen; und wenn in interessanten Vorträgen und in Zeitschriften der Gedanke ausgesprochen ward, auch Deutschland müsse an die Erwerbung von Kolonien denken, so galten die, welche solche Grundsätze aufstellten, mehr oder weniger für Schwärmer, die Unerreichbares erstrebten. Und doch waren es gerade in Ostafrika Deutsche gewesen — die kühnen Missionare Krapf und Rebmann — welche die bisher völlig unbekannten Gegenden des Hinterlandes von Sansibar, insbesondere die Bergriesen Kilima-Ndjaru und Kenia mit ihrem ewigen Schnee unter der Sonnenglut des Äquators entdeckt hatten. Da brach unerwartet die kühne That eines Bremer Kaufmanns im August 1884 die Bahn durch die Aufhissung der deutschen Flagge in Angra Pequena. Die Erwerbung von Kamerun und Neuguinea schlossen sich unmittelbar an, und die fast abenteuerliche Expedition des Dr. Peters nebst seinen Freunden Graf Pfeil und Fühlke ins Innere von Afrika hatte den greisbaren Erfolg, daß am 12. Februar 1885 unter dem Vorsitz des Dr. Peters sich die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft gründete und am 27. Februar auf Grund der von jenen Männern mit mehr oder minder mächtigen Häuptlingen abgeschlossenen Verträge der kaiserliche Schutzbrief ausgefertigt ward, durch welchen die vier Landschaften Usagara, Nguru, Useguha und Ukani unter den Schutz des Deutschen Reiches und seines mächtigen Kaisers gestellt wurden. Der deutsche Generalkonsul

Rohlfs, der berühmte Afrikareisende — wer von uns hätte das geahnt, als er mit uns auf den Schulbänken der „gelehrten Schule“ in Bremen saß — ward als außerordentlicher Bevollmächtigter auf der Kreuzerfregatte „Gneisenau“ nach Sansibar gesandt und in großer Audienz von dem orientalischen Herrscher empfangen, während die persische Leibwache das Gewehr präsentierte und die Besatzung der „Gneisenau“ ihm das Geleit gab unter den Klängen der „Wacht am Rhein“. Als Rohlfs ihn in arabischer Sprache begrüßte, war er die Liebenswürdigkeit selbst, und auf einem seiner Lusthäuser (Tschambas) ward ein großes, fürstliches Mahl veranstaltet, bei dem freilich die geladenen Gäste des Korans wegen statt des Weines mit Wasser und Scherbet (kühles Rosenwasser mit Zitronensaft) vorlieb nehmen mußten. Als aber der Gesandte am 25. April dem Said Bargasch Kenntnis gab von jenem Schutzbrief, da entbrannte er vor Wut, sandte einen telegraphischen Protest an den deutschen Kaiser und Truppen aufs Festland, um auf den deutschen Besitzungen die Sultansflagge aufzuziehen. Doch Fürst Bismarck belehrte ihn, daß sein Protest und seine Ansprüche auf das festländische Gebiet unbegründet seien.

Ein mächtiger Stützpunkt für deutsche Schifffahrt und deutschen Handel, sowie ein Ausgangspunkt für Befehrung und Gesittung der heidnischen Völker war gewonnen, und das von den jungen Deutschen so klug und mutig erworbene Gebiet für alle Zukunft unanfechtbar geworden für alle übrigen Nationen und für den Beherrscher von Sansibar, dem Schlüssel Ostafrikas. Solcher Schlüssel war in der That bisher Sansibar, weil hier der Handel zwischen dem innern Afrika sowie Europa vermittelt ward und von hier alle Forschungsreisen und Missionsunternehmungen für den schwarzen Erdteil ihren Ursprung nahmen, hier die eben aus Europa Herübergekommenen sich in die afrikanischen

Verhältnisse einleben und andererseits auch die durch die Gefahren des Lebens auf dem Festlande Ermüdeten und Geschwächten sich wieder erholen konnten.

Jetzt freilich wird dieser Schlüssel wohl an die deutsche Küste mit ihren vortrefflichen Häfen verlegt werden.

Der Anblick der Insel ist bezaubernd, einem herrlichen Parke gleich, in dessen dunkelgrünem Laube die weißen Häuser der arabischen Grundbesitzer liegen, denen große Pflanzungen und zahlreiche Sklaven eigen sind. Die Stadt selbst mit ihren 80000 Einwohnern hat — wie alle Städte des Orients — enge, winklige und unregelmäßige Straßen; der große und sichere Hafen ist voll von Schiffen aus der ganzen Welt. Wo man geht und steht, ein Durcheinanderwogen der verschiedensten Menschen, ein Durcheinanderschwirren der verschiedensten Sprachen. Hier sucht der rührige Indier den arabischen Händler aus dem Innern zu übervorteilen; dort bietet der arabische Suri den gesalzenen Haifisch feil, der halbfaul die Luft verpestet; hier verdient der fleißige Hamali aus Hadramaut als Lastträger am Hafen sein kärgliches Brot; dort sieht man helle Afrikaner von den komorischen Inseln häusliche Dienste verrichten; da schlendern einheimische freie Neger und arabische Herren nichtsthunend umher in langen weißen Hemden, mit dem roten Fez auf dem glattrasierten Kopfe und dem Stutzerstöckchen in der Hand.

Doch plötzlich wird unser Auge gefesselt durch ein liebliches Bild. Eine schöne, große Kirche mit hohem Turm leuchtet uns entgegen und davor ein andres stattliches, weißes Gebäude. Es ist die „Christuskirche“, welche von der englischen „Universitätsmission“ in den Jahren 1873—1880 auf dem Plage errichtet ward, der früher der Sklavenmarkt war; in den großen Missionsgebäuden werden 40 Knaben erzogen und finden kranke Europäer und Afrikaner ärztliche Hilfe. In den Häusern um den

alten Sklavenmarkt aber wohnen eine ganze Reihe von Familien befreiter Sklaven und segnen den Mann, der sein Leben im Dienste Afrikas verzehrt hat, der den unermüdlichen Kampf gegen die Sklaverei Europa ins Gewissen schob, der die Universitäten Großbritanniens zu der Mission in Zentralafrika begeisterte, Livingstone. War doch im Jahre 1880 in jener Kirche Susi getauft worden, der treue Knecht des großen Missionars, welcher mit Chuma und Jakob Wainright — gleich ihm befreite Sklaven — seinen Leichnam und die kostbaren Tagebücher von Mlala am Südennde des Bangweolossees durch Sümpfe und Flüsse, durch feindliche Stämme und wilde Tiere 9½ Monat lang weit über 200 deutsche Meilen nach Sansibar trugen, damit der teure Leib nach London überführt und in der Ruhmeshalle der Westminsterabtei beigesetzt werde. Wer je an diesem Grabe mit seiner herrlichen Inschrift gestanden, wird den tiefen Eindruck gesäeter und geernteter Treue nie vergessen. Es sind die letzten Worte, die er mit sterbender Hand aufgezeichnet hat: „Ich kann jetzt nur bitten, daß die reichsten Segnungen des Himmels allen denen zu teil werden, welche, wer sie auch sein mögen, dazu beitragen, um die schreckliche Plage der Sklaverei aus dieser Welt verschwinden zu machen.“ Auch Robert Feruzi, einer der vornehmsten Begleiter Stanleys, gehört zu dieser Gemeinde. Nahe am Meere, im Süden der Stadt, erhebt sich ein großes, dreistöckiges Gebäude, mit seinem goldnen Kreuze verkündend, daß es gleichfalls im Dienste der christlichen Kirche steht: Kiungani, die Residenz des Bischofs Smythies, und das Seminar, in welchem 100 ältere Knaben — befreite Sklaven und Söhne von Häuptlingen — eine höhere Bildung erhalten und, wenn sie dazu tauglich sind, in derselben Anstalt Theologie studieren, um als eingeborene Geistliche ihren Landsleuten das Evangelium zu bringen.

Drei sind schon ordiniert und ausgesandt. Auch in Mbweni, eine deutsche Meile südlich von Sansibar an der Küste, wo ebenfalls befreite Sklaven wohnen, ist kürzlich eine große Kirche gebaut, wozu die schwarze Gemeinde selbst über 5000 Mark beigesteuert hat.

Doch nicht bloß Englands barmherzige Christenliebe hat sich hier unter Mohammedanern und Heiden ein Denkmal gesetzt, auch Deutschland will nicht zurückbleiben. Es war am 20. April 1885, als Komtesse Martha Pfeil, eine Verwandte jenes kühnen Genossen des Dr. Peters, zunächst in engerem Kreise dem Gedanken Ausdruck gab, es sei Pflicht des deutsch-evangelischen Mutterlandes, in der neuerworbenen Kolonie baldmöglichst mit dem Bau einer evangelischen Kirche und der Anstellung eines evangelischen Predigers vorzugehen, um den ausgewanderten Deutschen geistliche und leibliche Pflege angedeihen zu lassen und den dortigen Heiden das Evangelium zu verkündigen. Im Oktober bildete sich ein provisorisches Komitee, an dessen Spitze zunächst der königliche Kammerherr Graf Andreas Bernstorff, Geheimer Oberregierungsrat im Kultusministerium, trat, neben ihm Pastor Diestelkamp von der Nazarethkirche in Berlin, der später die Leitung selbst in die Hand nahm und auch heute noch führt. So erstand in einer am 14. Mai 1886 abgehaltenen Generalversammlung die »Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika in Berlin«, von der sich im Oktober die Damen des Vorstandes abzweigten, um einen »Frauenverein für Krankenpflege in unsern Kolonien« zu bilden. Da dieser Verein sich lediglich auf die Krankenpflege beschränkte und die Missionsthätigkeit ausschloß, andrerseits aber seine Arbeit auf die Kolonien überhaupt ausdehnte, so blieb die zuerst gegründete Missionsgesellschaft, anfangs geleitet von Dr. Büttner, gegenwärtig Lehrer der

Suahelisprache am Orientalischen Seminar, jetzt von Pastor Behner, früher Missionar in Indien, ihrem ursprünglichen Plane treu, kaufte von der Ostafrikanischen Gesellschaft für die Mission und ein in Dunda am Kinyasi (Kufu) zehn Meilen südlich von Bagamoyo zu gründendes Krankenhaus je 500 Morgen Landes für je 500 Mk., während jene Gesellschaft sich verpflichtete, weitere 1000 Morgen geschenksweise hinzuzufügen. Zur Gewinnung persönlicher Kräfte für die Mission trat sie zunächst mit der Direktion der Berliner Gesellschaft zur Beförderung der Evangelischen Mission unter den Heiden, D. Wangemann, in Verbindung, unter dessen Leitung ein großes Missionsseminar zur Ausbildung von Missionaren steht, und mit Inspektor Rappard, dem Leiter der Pilgermissionsanstalt auf St. Christoph, zwei Stunden östlich von Basel, welche von altersher Beziehungen zu Ostafrika hatte. Von beiden Seiten fand man freundliches Entgegenkommen: St. Christoph trat im März 1887 den Missionar Greiner ab, und aus dem Berliner Missionshause wurde im Juli 1888 der Missionar Krämer übernommen. Als erste Krankenpflegerin aber stellte sich Fräulein Marie Kentsch zur Verfügung, welche bis dahin als Oberwärterin im allgemeinen Krankenhaus zu Lübeck, zuletzt als Leiterin einer eigenen Heilanstalt sich das Vertrauen ihrer Bekannten erworben hatte. Am 30. Mai 1887 wurde sie in der Elisabethkirche zu Berlin eingesegnet und fuhr am 11. Juni mit der »Samsibar« ihrem Bestimmungsort entgegen, mit ihr die Braut des Missionar Bach in Dschimba in der Nähe von Mombasa, welcher von der durch Pfarrer Ittmeier begründeten »Bahr'schen Mission für Ostafrika« ausgesandt war, während in Suez zu den Reisenden noch der Missionar Weber mit seiner Frau stieß, ein für das Wituland bestimmter Arbeiter der Neukirchner

Missionsgesellschaft, welche unter Leitung des Missionsinspektor Stursberg steht. So waren in kurzer Zeit drei deutsche Missionsgesellschaften auf den Plan getreten, um friedlich neben- und miteinander für Ostafrika zu wirken. Am 20. Juli kam die Reisegesellschaft in Sansibar an. Statt in Dunda mit seinen Fiebersümpfen entschloß man sich, in Sansibar selbst der Gründung eines deutsch-evangelischen Hospitals näher zu treten und damit einen von den dortigen Deutschen lange gehegten Wunsch zu erfüllen. Schwester Marie fand gar bald bei Farbigen wie bei Weißen, bei Engländern wie bei Deutschen eine sehr freundliche Aufnahme, besuchte die Kranken, nahm farbige Kinder in ihr Haus und wurde von den Schwarzen stets sehr zutraulich begrüßt mit dem Ruf: »Jambo Bibi, jambo sana!« das heißt: »Guten Tag, Mütterchen, schön guten Tag!« Schon am 25. Oktober eilte ihr Schwester Auguste Herzer aus dem Königsberger Diakonissenhause zu Hilfe, und traf in Port Said mit Gobau Desta zusammen, einem der deutschen Sprache vollkommen mächtigen Abessinier, der, in St. Chrischona ausgebildet, mit Greiner aus Abessinien vertrieben wurde und seitdem im Syrischen Waisenhause zu Jerusalem gearbeitet hatte. Die Notwendigkeit eines zweckmäßig eingerichteten Hospitals stellte sich bald genug heraus, und die Verwirklichung des Planes wurde wesentlich dadurch gefördert, daß die »Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft« sich verpflichtete, nach Herstellung des Krankenhauses alle ihr angehörigen Kranken demselben gegen ein angemessenes Pflegegeld zu überweisen und an solchem Pflegegeld jährlich die Summe von 3000 Mk. zu garantieren. Unter sehr dankenswerter Mitwirkung des Generalkonsuls Dr. Michahelles gelang es einem aus dortigen Deutschen gebildeten Lokalkomitee ein einigermaßen passendes Haus zu finden und von dem Besitzer, einem Goaneseu, zu mieten.

Schon am 22. April 1888 konnte — gleichsam zur Einweihung — in dem Vetsaale durch den bayerischen Missionar Hoffmann ein feierlicher Gottesdienst mit Abendmahl gehalten werden, an welchem unter Begleitung eines Harmoniums und der Posaunen einige Deutsche und eine Menge Soldaten der dort vor Anker liegenden Kriegsschiffe teilnahmen. Wenige Monate darauf waren alle Zimmer voll Kranker, und Schwester Marie bat dringend um Nachsendung weiterer Pflegekräfte. Im November wurde vom Sultan ein Grundstück am Meere von etwa 3600 Quadratmeter zum Bau eines Krankenhauses und einer Kirche erworben, d. h. auf 100 Jahre gemietet gegen einen jährlichen Mietzins von 200 Dollars, auf die er übrigens später verzichtete aus Freude über die in Verbindung mit dem Krankenhause errichtete Poliklinik, an der sich alle deutschen Ärzte Sansibars beteiligen. Inzwischen mußte wegen Ueberfüllung des Hospitals bald an eine Vergrößerung gedacht werden, und da an dem gemieteten Hause selbstverständlich keine baulichen Veränderungen vorgenommen werden konnten, so kam man auf den klugen Gedanken, auf dem flachen Dache eine sehr zweckmäßig eingerichtete Baracke aufzustellen. Dieselbe besteht aus einem Eisengerippe, dessen Klappen beliebig geöffnet und geschlossen werden können, so daß für Lüftung und Abhaltung des Zugwindes genügend gesorgt ist. Die dazu nötigen Matten sind in der Berliner Arbeiterkolonie in der Reinickendorferstraße hergestellt, so daß ein Werk der Barmherzigkeit dem andern Handreichung that. Als dann im Frühling des Jahres 1889 die kriegerische Thätigkeit gegen die aufständigen Araber zu Wasser und zu Lande begann, wurde ein zweites Hospital als Kriegslazarett errichtet, in welchem am 31. Mai Gräfin Aita Blücher das ihr vom Vorstande übertragene Amt als Oberin antrat und Stabsarzt Dr. König,

ein Sohn des bekannten langjährigen Redakteurs des »Daheim«, die ärztliche Fürsorge übernahm unter Assistenz von freiwilligen Krankenpflegern aus der für Kriegszwecke gebildeten deutschen Genossenschaft. Am 1. April 1890 ging dasselbe aber wieder ein, weil Major von Wißmann es für zweckmäßiger hielt, auf dem Festlande in Bagamoho ein Kriegslazarett zu gründen und wahrscheinlich später in Vindi ein weiteres für den Süden.

Inzwischen wurde in der Heimat rüstig weiter gearbeitet an der Gewinnung von Mitteln für den Bau des Krankenhauses auf eigenem Grund und Boden nach dem überaus praktischen und zugleich schönen Plane, wie ihn Regierungsbaumeister Hoffmann, ein Vorstandsmitglied, der kürzlich zur Vorbereitung der Ausführung des Planes in Afrika gewesen ist, nach sorgfältiger Beratung mit Ärzten und andern in den Tropen bekannten Sachverständigen entworfen hat. Pastor Diestelkamp gelang es, hervorragende Vertreter der deutschen Eisenindustrie so zu interessieren, daß der eine 10000 Mk., der andre 5000 Mk. zeichnete, und andere Beiträge, auch an Baumaterial, in Aussicht stehen. Auch Se. Majestät der Kaiser hatte die Gnade, 20000 Mk. zum Bau des neuen Krankenhauses zu bewilligen. Unter der Protektion einiger fürstlichen Damen ist eine Verlosung von Kunstgegenständen für denselben Zweck im Werke. Nachdem schon früher Dr. Vatrille, gegenwärtig Pfarrer in Drossen, für diesen Zweck gegen 19 000 Mk. gesammelt hatte, hielt Marinepfarrer Wangemann, der mehrere Monate in Sansibar stationiert war, nach seiner Rückkehr im Beginn dieses Jahres an vielen Orten Vorträge, überall als Augenzeuge die Herzen erwärmend für das wichtige Werk.

Eine große Schwierigkeit stellte sich indes immer mehr bei der eben geschilderten Liebesthätigkeit heraus: Die

hinausgesandten Pflegekräfte erkrankten sehr bald am Malariafieber. Wenn dies auch zum nicht geringen Theile den bisher so ungünstigen Wohnungsverhältnissen zuzuschreiben ist, so bricht sich die Überzeugung doch immer mehr Bahn, daß, wenn nicht die Gesundheit auf Lebenszeit untergraben werden soll, die Arbeiter in der Ostafrikanischen Kolonie in der Regel nach einigen Jahren wieder in die Heimat zurückkehren müssen. Dieser fortdauernde Wechsel muß aber die Verwaltung in große Verlegenheit bringen, wenn nicht eine gewisse Garantie vorhanden ist, jede Lücke sofort wieder ersetzen zu können. Solche Garantie kann nur eine große Anstalt bieten, die reichlich mit männlichen und weiblichen Pflegekräften ausgestattet ist, und in welche die Abgearbeiteten immer wieder zurückkehren können. Es ist überaus erfreulich, daß Pastor von Bodelschwingh, der Gründer und Leiter jener umfangreichen Anstalten christlicher Barmherzigkeit in der Nähe von Bielefeld, sich bereit erklärt hat, für pflegende Brüder, für Diakonissen und für einen Anstaltsgeistlichen zu sorgen, und daß Pastor Worms, der früher in den russischen Ostseeprovinzen angestellt war, mit zwei Schwestern schon nach Sansibar abgegangen ist. Prediger Wohlrab aus Dresden, der das Suaheli auf dem Berliner Orientalischen Seminar tüchtig studiert hat, folgt bald nach. Es geht also dort auch mit deutsch-evangelischer Arbeit vorwärts, zunächst für die dortigen deutschen Landsleute, dann aber auch für die Heiden und Mohammedaner, die in dem Krankenhause Hilfe suchen und bei der leiblichen Pflege auch den Segen des Christentums kennen lernen. Nachdem England mit Deutschlands Zustimmung das Protektorat über das Sultanat Sansibar übernommen hat, wird die deutsch-evangelische Arbeit der Mission und Diakonie freilich mehr und mehr auf die deutsch gewordene Küste hinübergehen.

Zweites Kapitel.

Die deutsche Kolonie.

Als am 3. September 1870 unter dem Eindruck der gewaltigen Ereignisse der letzten Tage im Hauptquartier zu Vendresse zum erstenmal seit Beginn des Krieges die Mittagstafel mit größerer Feierlichkeit abgehalten ward, da erhob der königliche Siegesheld, um seine Mitarbeiter an dem großen Werke zu ehren, sein Glas zu dem bekannten Trinkspruch: »Sie, Kriegsminister von Moen, haben unser Schwert geschärft, Sie, General von Moltke, haben es geleitet, und Sie, Graf von Bismarck, haben seit Jahren durch die Leitung der Politik Preußen auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht.« Wenn es gestattet ist, Kleineres mit Großem zu vergleichen, so dürfen wir wohl sagen, daß, wenn aus Deutsch-Ostafrika einst etwas Ordentliches wird, drei Männer als Begründer der Kolonie für alle Zeit werden gerühmt werden: Dr. Peters, der kühne Bahnbrecher, Major von Wissmann, der Führer des schneidigen Schwertes, Emin Pascha, der Staatenbildner.

Dr. Karl Peters, im September 1856 einem deutschen Pfarrhause zu Neuhaus a. d. Elbe entsprossen, entwickelte schon als Student Organisationstalent, Rednergabe und Macht über die Gemüter und ging nach glänzend bestandenen Doktor- und Oberlehrerexamen nach London zu Verwandten, durch die er in die maßgebenden Kreise der englischen Kolonialpolitik eingeführt wurde. Im Jahre 1883 nach Deutschland zurückgekehrt, griff er energisch in

die eben begonnene Kolonialbewegung ein und wurde der Führer des mit großer Umsicht und Kühnheit ins Werk gesetzten geheimnisvollen Zuges nach Usagara, mit der bewußten Absicht, dort im Dienste des Mutterlandes „reiche, unermesslich weite und jungfräuliche Gefilde“ zu erwerben. Während man in Sansibar keine Ahnung von ihrem Vorhaben hatte, fuhren die drei Genossen, sechs mit Flinten bewaffnete Diener und 36 Träger mit Speeren scheinbar zu einem Jagdzuge am 10. November 1884, sechs Tage nach der Ankunft in Sansibar, nach Saadani, während sonst die Vorbereitungen zu den Expeditionen ins Innere viele Monate in Anspruch nehmen. Noch am Nachmittag begann man die Reise ins Innere, einer sanft ansteigenden alten Karawanenstraße in der Landschaft Usoguha folgend, wenn man anders einen Weg von zwei Fuß Breite eine Straße nennen will, in die von beiden Seiten scharfkantiges Schilf und stachelichte Mimosen hinübereragen, den Reisenden Kleider und Haut zerreißend. Und doch fühlte sich Peters wie „hinausgeworfen auf einen andern Planeten, wo das Leben noch glühender durch die Natur pulsiert“.

In den eigentümlich berausenden, aber freilich nur zu gefährlichen süßen Düften der herrlichen tropischen Blumen — hier und da unterbrochen durch wundersame Baumformen, insbesondere der stolzen, ernsten Palme — wiegten sich nie gesehene Schmetterlinge und Käfer von glühender Farbenpracht, ließen wundervolle Vögel ihre fremdartigen Töne vernehmen, zeigten sich gelegentlich Antilopen, Zebras und Giraffen, und wenn die Dunkelheit einbrach, schwirrten Millionen von glühenden Leuchtkäfern durch die Luft. Freilich zeigte sich auch bald die Rehrseite aller solchen Herrlichkeit, wenn in den Wäldern und Dschungeln mit dem Rachen der Löwen und Leoparden die Tsetsefliege wetteifert in der Zerstörung animalischen

Lebens, oder wenn das in Massen auf meilenweitem Marsche begriffene Heer der weißen Ameise*) den Menschen im Zweifel läßt, ob er sie hassen soll wegen der fast unsichtbaren, kaum bemerkbaren Zerstörung alles dessen, was nicht Stein und Eisen ist, so daß eines Tages vielleicht plötzlich Balken und Sparren krachend über dem Kopfe zusammenstürzen, Tische, Stühle, Schränke, Kisten, Bücher, Tuch- und Ledersachen zu Staub werden, oder ob er ihr Dank zu zollen hat dafür, daß sie den Fußboden der Wälder reinigt von allem Geäst, welches das Reisen im Westen der Vereinigten Staaten Nordamerikas so außerordentlich erschwert, und daß sie nach Art der Regenwürmer und Maulwürfe die Erdoberfläche locker und fruchtbar macht. Und dann: wieviel stacheliges Gestrüpp auf morastigem Boden, wie manche unbewohnte Savannenwildnis und nackte Kiesfläche war zu durchwandern! Aber bei allen solchen Hindernissen hieß es bei unsern Reisenden immer nur »Vorwärts!« Wenn die Kräfte etwas nachlassen wollten, that kalter Kaffee gute Dienste. Auf dem Lagerplatze streckte man sich in den Hängematten aus, trank Kakao und handelte von dem betreffenden Landesherrn gelegentlich ein Huhn oder eine Ziege zum Mittagessen ein, das die Diener bereiteten, während Peters sich litterarisch-wissenschaftlichen Studien hingab und die andern deutschen Landsleute in vaterländischen Liedern der Heimat gedachten. Die Einwohner — Suahelineger — zeigten sich als unfriederisch und feige, und es machte nur geringe Mühe, die Häuptlinge derselben, die sich den stolzen Sultannamen beilegen, nach Darreichung von Geschenken, bei denen Uniformen von Zietenhusaren eine große Rolle spielten, und nach

*) Vergl. Drummond »Innerafrika«, der über dieses kleine und doch so mächtige Tierchen überaus interessante Studien veröffentlicht hat.

einigen Verhandlungen durch den Dolmetscher willig zu machen, dem Dr. Peters, als Vertreter der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, das alleinige und ausschließliche Recht zu übertragen, Kolonisten dorthin zu bringen, das nicht benutzte Land (oft 90 % des gesamten Areals) privat-rechtlich auszunutzen und ihm alle diejenigen Rechte zu übertragen, »welche nach deutschem Staatsrechte den Inbegriff staatlicher Oberhoheit ausmachen,« namentlich das »Recht der Ausbeutung von Bergwerken, Flüssen und Forsten; das Recht, Zölle und Steuern zu erheben, eigne Justiz und Verwaltung einzurichten und eine bewaffnete Macht zu schaffen«. Die Gesellschaft übernahm dafür die Pflicht, mit allen Kräften dahin zu wirken, daß Sklaven aus den so in Besitz genommenen Gebieten nicht mehr fortgeschafft werden dürften. Der Abschluß solchen Vertrages geschah stets mit großer Feierlichkeit: die deutsche Fahne wurde, womöglich auf einer beherrschenden Höhe aufgehißt, Fühlke verlas den Vertrag in deutscher Sprache, Peters hielt eine kurze Ansprache, die in ein Hoch auf den Kaiser auslief, und drei Salven bildeten den Schluß. Obige Bestimmungen sind dem bei Förster, »Deutsch-Ostafrika« abgedruckten Vertrage mit dem Sultan Muinin von Usagara entnommen, welches das eigentliche Ziel der Expedition war und als ein herrliches Land geschildert wird. Von dem großen Flusse Wami oder Mikondogwa entwässert, von hohen bis zu 2000 m hohen Gebirgsketten durchzogen, ist das Klima viel kühler und gesünder als in der heißfeuchten Küstenebene. Auf den Bergen entspringen süße, klare Quellen; die Höhen sind bis zum Gipfel mit Wald bestanden, zum teil das schönste Baumaterial, Tamarinden von riesenhafter Größe, Eukomoren mit ihrem fast unverweslichen Holze, manchmal einen Kreis von 150 Meter Durchmesser überschattend, darunter die herrlichsten Blumen und Sträucher, Jasmin, Salbei

und Mimosen, deren aromatische Düste die Nase erquicken, wie die angenehme Säure aller Arten von Früchten den Goumen. Dabei überall rauschende Wasserfälle, herrliche Waldstrecken, rasenbedeckte Hügellehnen und darüber ein wolkenloser und klarer Himmel, wie in den leuchtendsten Teilen Griechenlands und Italiens. *) Doch, was hilft alle diese paradiesische Herrlichkeit, wenn den Menschen, die sie bewohnen, das Beste fehlt: Kultur und Christentum! Diese zu bringen ist die große Aufgabe der Gegenwart, in deren Lösung sich Kolonisation und Mission die Hand reichen müssen. Und der Anfang dazu ist schon früher in verheißungsvoller Weise gemacht durch die englische Mission in Magila, im Norden nahe der Küste, in Moschi am Kilima-Ndjaro, in Usambiro und Masalala am Viktoria-Nyanza, in Udschidschi, dem berühmten Sklavenmarkte, und Karema am Tanganika, sowie in Masasi im Süden, nicht weit vom Rovuma. Tabora, ein Mittelpunkt des Menschenhandels, und Urambo. Im Innern sind gleichfalls feste Etappenplätze für die Mission.

Etwa vierzig Meilen westlich von der Küste, 1000 m über dem Meere, liegt in einem Engpaß, durch welchen die größte afrikanische Sklaventrassenstraße führt, das in neuerer Zeit vielgenannte Mbambwa oder Mpuapua, wo Major von Wissmann eine Militärstation zur Unterdrückung der Sklaventransporte angelegt hat. Acht Meilen östlich davon liegt Mambouia an der nördlichen, von Saadani kommenden Karawanenstraße. An beiden Orten haben Missionare von der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft schon in den Jahren 1876 und 1879 Stationen begründet, nachdem man in Mombas an der Küste das von Dr. Krapf und Rebmann so mühsam begonnene Werk mit Energie und Erfolg in die Hand genommen hatte.

*) Vergl. Seiler, »Der schwarze Erdteil«.

Freilich, welsch eine Aufgabe, fern von allem europäischen Verkehr mitten unter schwarzen Heiden der einzige Weiße, der einzige Christ! Ihr gewachsen zu sein, dazu gehört der Sinn eines Mannes wie Dr. Wood, der im Juli 1889, als er nach achtzehnmonatlicher Einsamkeit Mr. Roscoe und seine Frau in Mamboia als Mitarbeiter willkommen hieß, sagen konnte: »Ich habe gelernt, dieses Volk zu lieben, und habe mich unter demselben nie allein gefühlt.« Frisch und fröhlich zieht er auf die umliegenden Dörfer, die Herzen der Eingebornen suchend. Wenn er in ein Dorf kommt, stimmt er mit seinen jungen eingebornen Christen geistliche Lieder an mit Begleitung eines Konzertino. Die Musik übt große Anziehungskraft. Die Schwarzen verlassen ihren Tanzreigen, um zu horchen — und stimmen, so gut sie es vermögen, in den Gesang ein. Dann beginnt der Missionar in der vielen unter ihnen verständlichen Suahelisprache eine Predigt, schlicht und einfach: »Gott ist unser König, unser großer König. Er ist aber auch unser Vater und liebt uns. Er ist der Vater und König der Weißen und Schwarzen. Wir sind alle sein Volk, aber wir alle haben ihn verlassen durch unsre Sünde. Doch Gott wünscht unsre Rückkehr, darum sandte er seinen Sohn, uns zu suchen und selig zu machen.« Josiki, der im Jahre 1886 getaufte Volksgenosse, der dem Missionar ein guter Gehilfe und Dolmetscher ist, sammelt nachher einen Kreis aufmerksamer Zuhörer um sich, wiederholt das eben Gehörte in der Landessprache und unterhält sich dann weiter mit ihnen in Rede und Gegenrede. Und was ist der Erfolg solcher mühsamen Arbeit? Vor Menschengenügen vorläufig ein sehr geringer. Auch hier ist wie auf den meisten Missionsgebieten lange scheinbar vergeblich gearbeitet worden, und das ist nicht zu verwundern, wenn wir daran denken, wieviel Schwierigkeit das Erlernen der Sprachen macht, und wie häufig

gerade hier wegen des Klimas ein Wechsel der Arbeiter eintreten muß. Und doch müssen wir sagen, daß es ein herrlicher Erfolg ist, wenn der Glaube an die Zauber- mittel zu weichen beginnt und gar manche dieselben weg- werfen, verbrennen oder dem Missionar einhändigen, wenn schon jetzt nach wenig über zehn Jahren sich auf jenen Stationen eine Anzahl ernster Christen findet, welche zu dem Berufe eines Evangelisten vorbereitet werden. In Mpuapua konnten in einem Jahre sieben Eingeborne nach gründlichem Unterrichte getauft werden. Wie mancher deutsch-evangelische Christ wird beschämt durch jenen Sohn des dortigen Häuptlings, der vor seiner Taufe aus dem Gedächtnis das ganze Evangelium Johannis, mehrere Psalmen, die Briefe des Jakobus und Johannes, die Berg- predigt, Matth. 13, Luk. 15 und 1. Kor. 15 ohne Anstoß herzusagen vermochte! Ein andrer, namens Kanori Petro, ein Eingeborner von Unhambezi (etwa 100 Meilen weiter ins Innere hinein) ließ sich nach seiner Taufe noch einige Monate eingehender von Dr. Bruen unterrichten und ging dann zurück zu seinem eignen Volke in der Nähe des Viktoria- Nyanzasees, um dort die gute, neue Botschaft, die er gehört, zu verkündigen. Ein dritter war der Koch des Dr. Bruen, der Mohammedaner Ali, der seinen Herrn im Typhus treu gepflegt hatte, ein moralischer Mann, der aber bisher nie den Wunsch geäußert, Christ zu werden. Eines Abends kam er unerwartet zum Missionar und wünschte »die Worte zu hören« und dem »Isa Masiha« (Jesus Messias) zu folgen. Als der Missionar ihn darauf aufmerksam machte, er müsse sich dann darauf gefaßt machen, von seinen mohammedanischen Freunden gehaßt und verachtet zu werden, antwortete er, das wisse er gar wohl. Er blieb standhaft bei seinem Entschlusse, ließ sich taufen, nahm als Christ den Namen Paolo an, lernte lesen und wünschte dringend, seinen mohammedanischen Verwandten

zu sagen, was er glaube, und wie glücklich er in solchem Glauben sei. Es ist bekanntlich viel schwerer, die Bekenner des Islam, in welchem Wahrheit und Lüge miteinander vermischt sind und der Haß gegen die Dschours mit der Muttermilch eingesogen wird, zur Annahme des Christentums zu bewegen als Heiden, die gänzlich in Finsternis und Unbekanntheit mit göttlichen Dingen dahinleben. Es wird mir unvergeßlich sein, wie sich in dieser Hinsicht vor nunmehr dreißig Jahren in dem gastlichen Hause des ehrwürdigen Missionars Schauffler zu Bebek bei Konstantinopel ein junger bekehrter Mohammedaner, der Neffe des damaligen Kriegsministers, aussprach, der trotz aller Verlockungen und Drohungen seiner Verwandten Reichtum und Ehre darangegeben hatte, um in Armut und Entsagung ein treuer Jünger Christi zu werden.

Sind solche unmittelbaren Erfolge im höchsten Maße beachtenswert, so ist der mittelbare, verborgene Einfluß, der von der Mission auf die Heiden ausgeht, nicht minder erfreulich.

Im Beginne des Jahres 1889 wurde der Häuptling von Rifombo (etwa eine Meile von Mpuapua) von tödlicher Krankheit befallen. Die Zauberer sollten helfen. Dazu mußten zwei arme Sklaven in grausamster Weise mit Äxten in Stücke zerhackt werden. Für den folgenden Tag waren ein Weib und zwei Mädchen als Schlachtopfer ausersehen. Da bekommt der Missionar Kunde von dem Entsetzlichen. Er kommt mit zwei eingebornen Christen zu dem kranken Häuptling und macht ihm Vorstellungen über diese Unmenschlichkeit. Der Mordbefehl wird zurückgezogen, und der Häuptling richtet sich in seinem Bette auf, bekennt in Gegenwart der ihn umgebenden Würdenträger, daß er Unrecht gethan, und fordert den Missionar auf, Gott für ihn um Vergebung zu bitten. Die Großen stimmen ein in dies Gebet und fügen mit eignen Worten

die Bitte hinzu, daß Gott ihren Häuptling doch wieder gesund machen möge.

So sieht es aus in den vier Landschaften, welche durch Dr. Peters' erfolgreiche Bemühungen kraft des Kaiserlichen Schutzbriefes unter deutschen Schutz gestellt und mit dem Deutschen Reiche vereinigt wurden, ein Gebiet etwa so groß, wie Bayern, Württemberg und Baden zusammen. Wohl zu unterscheiden hiervon ist das deutsche Interessengebiet, dessen Grenze durch den Vertrag zwischen Deutschland und Großbritannien vom 1. November 1886 und durch das am 18. Juni 1890 abgeschlossene deutsch=englische Abkommen festgesetzt ist. Sie geht im Norden von der Mündung des Flusses Wanga oder Umbe, in nordwestlicher Richtung nach dem Ostufer des Viktoria=Nhyanzasees bis zu dem Punkte, welcher von dem 1° südl. Breite getroffen wird und schließt das gewaltige Gebirge des Kilima=Ndjaru (10 Meilen im Durchmesser) mit seinen gesunden und fruchtbaren Abhängen ein, die in Zukunft Tausenden von deutschen Kolonisten eine Heimstätte werden bieten können. Von dort ist sie längs dem 1° südl. Breite weitergeführt bis zum Kongostaate mit südlicher Umgehung des Berges Msumbiro. Dann läuft sie südlich nach dem Tanganikasee, an seinem östlichen Ufer entlang, von seiner Südspitze ziemlich parallel laufend der Stephensonstraße bis zum Nyassasee, auch hier wieder dem östlichen Ufer folgend bis zum 12° südl. Breite, dann nach Osten den Rovumafluß erreichend und dessen Lauf bis zur Mündung folgend. Im Süden grenzt an unser Gebiet das portugiesische Mozambik, im Westen die englische Interessensphäre und der Kongostaat, im Norden Uganda und nochmals englisches Gebiet. Deutschland und England verpflichten sich, jenseits der Demarkationslinie keine Gebietseroberungen zu machen, keine Protektorate anzunehmen

und der Ausbreitung englischen Einflusses daselbst nicht entgegenzutreten. In den beiderseitigen Interessensphären wird den Missionen beider Staaten Kultus- und Unterrichtsfreiheit und den Unterthanen beider Staaten gleiche Rechte bezüglich der Niederlassung und des Handels und gegenseitige Abgabefreiheit gewährt. Nach den Festsetzungen des Jahres 1886 war die ganze Küste in einer Breite von 2 Meilen von der Mündung des Miniangani bis Kipini ($2\frac{1}{2}^{\circ}$ bis $10\frac{1}{2}^{\circ}$ südl. Breite, etwa 150 Meilen, wovon 110 auf die deutsche, 40 auf die englische Interessensphäre kommen) als Besitztum des Sultans von Sansibar anerkannt worden und dadurch der freie Zutritt zur Küste versperrt oder wenigstens erschwert, so daß der unbehinderte Verkehr der Kolonie mit dem Mutterlande unmöglich schien. Doch auch diese Schwierigkeit mußte Dr. Peters zu überwinden. Der Besitz der Küste hatte für den Sultan nur Bedeutung durch das Recht der Erhebung von Zöllen. War er zu bewegen, unter Voraussetzung bestimmter Gegenleistungen diese den Deutschen zu überlassen, so konnte es keine großen Schwierigkeiten machen, auch die Verwaltung, Polizei und Gerichtsbarkeit und damit die thatsächliche Beherrschung des ganzen im Bereiche der deutschen Interessensphäre liegenden Küstenstriches zu erlangen. Said Bargasch machte Schwierigkeiten, starb aber am 30. März 1888. Sein Nachfolger und Bruder Said Khalifa gab dem Drängen des deutschen Generalkonsuls Michahelles nach und genehmigte am 28. April den für die Ostafrikanische Gesellschaft so wichtigen Küstenvertrag, durch welchen dieselbe ermächtigt wurde, gegen Zahlung einer genauer bestimmten Pachtsumme Beamte einzusetzen, Gesetze zu erlassen, Gerichtshöfe einzurichten, Verträge mit Häuptlingen zu schließen, alles noch nicht in Besitz genommene Land zu erwerben, Steuern, Abgaben

und Zölle zu erheben, Vorschriften für den Handel und Verkehr zu erlassen, die Einfuhr von Waren, Waffen und Munition und allen andern Gütern, welche nach ihrer Ansicht der öffentlichen Ordnung schädlich sind, zu verhindern, alle Häfen in Besitz zu nehmen und von den Schiffen Abgaben zu erheben. Jetzt ist vom Sultan jener 110 Meilen lange Küstenstrich an Deutschland abgetreten gegen eine Entschädigung von vier Millionen Mark.

Damit ist abermals für das deutsche Reich ein schönes, zum Teil außerordentlich fruchtbares Land gewonnen, fast so groß wie das Königreich Sachsen, mit einer Küste in der ungefähren Länge der deutschen an der Nord- und Ostsee, mit sieben vorzüglichen Häfen und einer wohl noch größeren Anzahl von Ausgangspunkten für Karawanenstraßen, also eine Operationsbasis für die Ausnutzung des ganzen Interessengebietes und damit auch für die wichtige Aufgabe, den Völkern im Innern das Evangelium zu bringen. Bisher hatte die deutsch-evangelische Mission an diesem Teile der Küste noch keinen festen Fuß gefaßt. Nun trat die Berliner Deutsch-Ostafrikanische Missionsgesellschaft auf den Plan und begründete in Dar es Salaam die erste Station durch den Missionar Greiner. Der zweite Missionar Krämer hat sich in Tanga niedergelassen, wo die deutsche Kolonie sich rasch vergrößert. Es soll dort eine Schule für Eingeborne gegründet werden, für welche ein in Süddeutschland gebautes Haus von mehreren Freunden geschenkt ist. Der Vorstand sucht in Deutschland tüchtige, gesunde junge Lehrer, die bereit sind, auf einige Jahre nach Deutsch-Ostafrika zu gehen, um weitere Schulen für Eingeborne einzurichten, die in denselben dann auch Deutsch lernen sollen, um später als Unterbeamte oder Mitglieder der Schutztruppe in deutsche Dienste treten zu können. Von Tanga denkt die Deutsch-

Ostafrikanische Missionsgesellschaft weiter ins Innere zu gehen nach dem Kilima-Ndjaru zu. Sehr dankenswert ist es, daß der Preussische Evangelische Oberkirchenrat die Verpflichtung übernommen hat, für junge Geistliche, welche im Dienste der Mission fünf Jahre unter den Heiden gearbeitet haben oder wenn sie aus Gesundheitsrücksichten früher zurückkehren müssen, in der heimatlichen Kirche nach Möglichkeit in angemessener Weise zu sorgen. Dazu hat Pastor von Bodelschwingh in Verbindung mit seinen bisher lediglich der innern Mission dienenden Anstalten auch ein Seminar zur Ausbildung von theologischen und nicht theologischen Arbeitern für die äußere Mission eingerichtet.

Jenseits der Grenze des deutschen Gebietes innerhalb der englischen Interessensphäre haben bayerische Missionare in Oshimba, etwa eine Meile, und Mbungu, etwa vier Meilen nordwestlich von Mombas, ihre Arbeit begonnen und in dem Witulande, das jetzt von Deutschland an England abgetreten ist, die Missionare aus Neukirchen in Ngao am linken Ufer des Tanaflusses.

Am Ende des Jahres 1888 schien der Fanatismus der arabischen Sklavenhändler alles bisher Errungene in Frage zu stellen. Verständlich war ja solche Wut; kam es ihnen doch immer mehr zum Bewußtsein, daß, wenn der Deutsche erst an der Küste und an den Karawanenstraßen festen Fuß fasse, es dann bald aus sein müsse mit den Greueln der Sklavenjagden, die ganze Länder entvölkern, der Sklaventransporte, bei denen mehr als die Hälfte der unglücklichen Opfer unterwegs jämmerlich umkommen, der Sklavenmärkte, auf welchen bei dem Feilschen um Menschenfleisch alles Gefühl ertötet wird, mit den Sklavenschiffen, deren Elend jeder Beschreibung spottet. Mit besonders glühenden Farben sind in jener Zeit diese Greuel der Sklaverei von Kardinal Lavigerie

gezeichnet worden, dem Erzbischof von Algier und Karthago, dem Gründer des Ordens der Pères Blancs, die sich die besondere Aufgabe gestellt haben, im Innern Afrikas zu missionieren. Freilich litten seine Vorträge in England, Frankreich und Belgien an rhetorischen Übertreibungen: Im Kongostaate sollte soviel Blut durch die Sklavenjäger vergossen sein, daß man damit das Wasser des gewaltigen Stromes reichlich hätte ersetzen können; die Zahl der getöteten Sklaven sei so groß, daß die Hyänen den Geschmack an Menschenfleisch verloren hätten; in der Nähe der Katarakte sei in wenigen Jahren eine Million Einwohner vernichtet worden. Er wollte nun der Zivilisation durch das Wort die durch das Schwert beigefallen und forderte zu einem Kreuzzuge gegen die Araber und zu einem internationalen Antisklavereikongreß in Luzern auf. Wie letzterer nicht zustande gekommen, so scheint sich auch das erste Projekt im Sande verlaufen zu haben — und mit Recht, denn die Kirche des Herrn hat nur das Schwert des Geistes zu führen. Irdische Waffen gebühren dem Staate, aber auch nur dann, wenn die Pflicht der Notwehr es gebietet. Auch in Afrika müssen die Eroberungen geschehen durch die Arbeiterin des Friedens in Beförderung der rechten Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung. Wie der alte Kaiser in seiner Proklamation zu Versailles diesen Grundsatz für alle Zeiten dem deutschen Reiche im allgemeinen als Richtschnur gegeben hat, so ist er von unserm jetzigen jungen und doch so thatkräftigen Herrscher im besondern als Grundsatz der von ihm zu befolgenden Kolonialpolitik in der Thronrede zur Eröffnung des Reichstages in jener Zeit der Gärung feierlich verkündigt worden. Aber jenen arabischen Unholden gegenüber galt es energisch aufzutreten und ihnen zu zeigen, daß innerhalb deutschen Gebietes ihr Treiben ein Ende habe. Die trefflichen Geschütze

unsrer Flotte und das scharfe Schwert des Major von Wißmann haben, Gott sei Dank, den Frieden auf der ganzen Küste wiederhergestellt; Buschiri ist hingerichtet, Bana Heri unterworfen und zum Freunde gemacht. Der schneidige Kriegsheld aber hat jüngst zu seiner Erholung in der Heimat geweiht, von seinem Kaiser hochgeehrt und vom deutschen Volke mit Jubel begrüßt. Auch Dr. Peters, der so lange Totgesagte, ist zurück aus Uganda, dessen Boden mit dem Blute christlicher Märtyrer getränkt ist. Mwanga, der christenfreundliche Prätendent, hat mit Hilfe des Dr. Peters über Kalema und die Araber einen entscheidenden Sieg errungen und allen Weißen Handels- und Niederlassungsfreiheit zugestanden. Während aber von Wißmann und Peters in Deutschland dazu beitragen, in alle Ostafrika betreffenden Fragen neues Leben zu bringen, ist Emin Pascha, der am 28. März 1840 in Oppeln geborne reicherfahrene Dr. Eduard Schnitzer als deutscher Kommissar ins Innere aufgebrochen, um dort Ordnung zu schaffen. Es ist bewundernswürdig, wie dieser einstige Leibarzt des Muschir Ismail-Hakki-Pascha, wegen seiner außergewöhnlichen Begabung und Willenskraft von Gordon, dem Helden von Chartum, zum Gouverneur der Äquatorialprovinz (nördlich von Uganda vom 2° bis 6° nördlicher Breite am oberen Nil) ernannt, durch den Zusammenbruch des Sudanreiches und Ägyptens Verzichtleistung auf diese unermesslichen Gebiete Herr auf eigenem Grund und Boden wurde, fast zwölf Jahre hindurch den Angriffen der Parteigänger des Mahdi siegreich trotzte, die Sklavenhändler unterdrückte, sein Gebiet durch Erwerbung neuer und einträglicher Bezirke erweiterte, die Landeskultur förderte, den Verkehr und die Finanzen regelte, dabei jeden Morgen die zahlreichen Kranken des Hospitals selbst behandelte, die Wissenschaft als Arbeiter

und Sammler bereicherte und auf dem besten Wege war, getrieben von aufrichtiger Liebe zu Land und Volk, in Zentralafrika ein dauerndes Reich von 1000 Quadratmeilen Größe zu gründen, »wo Recht und Gerechtigkeit herrschen, Unterdrückung und Sklavenhandel unbekannt sein, Handel und Gewerbe blühen sollte« — bis er bei Annäherung des Mr. Stanley, der ihn, sein Land und sein Elfenbein gar zu gern unter Englands »Schutz« gebracht hätte, durch Meuterei gezwungen, sich entschließen mußte, mit ihm nach der Küste zurückzukehren. Aber sein Mut ist ungebrochen. Mit neuer Freude erfüllt durch die deutschen Siege, ist er in den Dienst des Vaterlandes getreten, getragen von dem wärmsten Interesse des deutschen Volkes. Gott gebe Gelingen zu allen diesen Plänen und lasse aus der Saat der drei kühnen Männer Peters, von Wißmann und Emin für unser Vaterland eine herrliche Ernte erwachsen zu Deutschlands Ehre! Seine größte Ehre aber ist die, Träger der Kultur in das Herz des dunklen Erdteils zu sein, und dazu werden Küsten- und Flußdampfer, fahrbare Straßen und Eisenbahnen, Plantagen und Handelsplätze gute Dienste leisten. Aber die wichtigste Kulturarbeit ist die, daß jenen Völkern das Christentum gebracht wird. Mögen die Boten kommen aus Deutschland oder aus England — die Mission ist international — wir wollen ihre Wege mit Interesse verfolgen und mit unsrer Fürbitte geleiten. Darum rufen die Freunde der Mission getrost:

»Vorwärts, vorwärts mit Gott!«

Drittes Kapitel.

Dar-es-Salaam.

Dar-es-Salaam, eine Stätte des Friedens — so nennen die Araber das »Paradies.« Kann es einen verheißungsvolleren, lieblicheren Namen für den Ort geben, der bei der festen Gestaltung unserer Besitzverhältnisse in Deutsch-Ostafrika wohl der Zentralpunkt werden dürfte für die Reichsregierung, für die Kriegs- und Handelsflotte, für die Verwaltung der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft und für die Leitung der evangelischen Mission und Diakonie? Herrliche, große Palmenhaine, die je und dann unterbrochen werden von reich belaubten, schattigen Mangos und riesigen, uralten Affenbrotbäumen, überragt von den bewaldeten Höhen Pugas, begrüßen uns, wenn wir nach fünfstündiger, südlicher Fahrt von Sansibar uns auf dem schnellen Dampfer der Küste nähern — in der so herrlichen, afrikanischen Beleuchtung der Morgen Sonne ein bezauberndes Bild! — Doch wo ist der Bander-es-Salaam, der Friedenshafen, den Sultan Sehid Madjid, der Vorgänger von Said Bargasch, sich als sichern Zufluchtsort auser sah, wenn er einst in dem ungeschützten Sansibar sich vor den Wafungus (Europäern) nicht mehr sicher fühlen sollte? Nirgends ist eine Einfahrt zu entdecken, nirgends verraten Mastspitzen die Ruhe des Hafens. Statt dessen längs der Küste Riff an Riff, über und unter dem Wasser, dem unkundigen Schiffer gefahrdrohend. Dort, wo die beiden Inseln Makatumba,

die äußere und die innere, 40 bis 50 Meter über dem Wasserspiegel hervorragen, werfen wir Anker; ein Boot wird ausgesetzt, um mit dem Senkblei die Tiefe des Wassers zu untersuchen und durch Verankerung einiger roten Bälle mit Fähnchen die Fahrstraße zu bezeichnen, die breit und tief genug ist, um zu den Zeiten der Flut auch den größten Kriegsdampfern die Einfahrt in den herrlichen Hafen zu ermöglichen. Jetzt nehmen wir unsern Kurs südwest und sehen links von einer kleinen, reizenden Halbinsel — sie ist von den Missionsleuten, die sich dort heimisch gemacht haben, Immanuelskap genannt — ein breites Einfahrtsthor und sind gar bald in dem schönen, großen, stillen Hafen, der, fast eine deutsche Meile lang, sich anfangs nach Westen, dann in einem Halbkreise nach Süden zu tief ins Land erstreckt. Was uns Gefahr schien, ist zum Segen geworden. Die lange Reihe von Korallenriffen liegt wie eine mächtige Mauer vor der Mündung des Hafens, daß die stolzen Wellen des ungestümen Meeres sich an ihr brechen und die Stürme den Schiffen, die im Friedenshafen sich geborgen fühlen, nichts anhaben dürfen. Wenn die »Möwe« erst für die sonst üblichen Seezeichen, jene roten und weißen Tonnen gesorgt haben wird, welche das gute Fahrwasser anzeigen und vor Untiefen warnen — und östlich von der Einfahrt — vielleicht an der Stelle, wo jetzt ein Obelisk den Schiffern als Wahrzeichen gilt, ein Leuchtturm sich erhebt, dann wird Dar-es-Salaam zu den besten Häfen gehören — ist derselbe doch so tief, daß auch die größten Dampfer bis nahe an das Ufer herankommen können. Was Wunder, daß man schon früher daran dachte, bei dem Hafen einen seiner Bedeutung würdigen Ort zu gründen. Sultan Schhid Madschid dachte ernstlich daran, dort seine Residenz aufzuschlagen. Tausende von Arbeitern wurden auf Hunderte von Dhaus — jenen

einfachen und doch seetüchtigen arabischen Schiffen — hingeschickt, um den Grund und Boden zu ebnen, sowie nach einem völlig ausgearbeiteten Bebauungsplan Straßen und Plätze abzustecken. Man fing an, einen mächtigen Sultanspalast aus den landesüblichen Korallensteinen — sie sind ein ganz vortreffliches Material als Stein und Mörtel — zu bauen mit zahlreichen Nebengebäuden. Reiche, indische Handelsleute — theils Mohammedaner, theils Buddhisten — letztere Banianen genannt — ließen sich in der werdenden Großstadt nieder und hofften gute Geschäfte zu machen. Englische Unternehmer von der Englisch-Ostafrikanischen Gesellschaft begannen den Bau einer Landstraße, die ihrem Leiter zu Ehren Macdonaldstraße genannt wurde. Dieselbe sollte von hier über Pugu, Riserawe, Mamkumbi durch das Hochland von Usaramo zunächst nach Usungula führen; dann durch das Thal des Mgeta und Gerengere und bei Musondi einmünden in die alte Karawanenstraße, die von Bagamojo nach Mpuapua führt. Sie würde bis dorthin etwa 300 Kilometer lang geworden sein. Freilich ging alles mit echt orientalischer Langsamkeit von statten, und als im Jahre 1870 den Sultan der Tod ereilte, da stand alles halbvollendet da. Sein Nachfolger Said Bargasch aber, voll bitterm Hasses gegen den verstorbenen Bruder, ließ den Plan völlig fallen; die meisten Bauten blieben Ruinen — auch der Sultanspalast mit seinen weiten Hallen, und die schönen Höfe mit den herrlichen Orangenhäusern wurden zur Wildnis. Nur einzelne Räume wurden als Gefängnis verwertet, und die Gefangenen schlepten ihre schweren Ketten über den herrlichen Marmorboden. Auch die reichen Indier — die Handelsleute Ostafrikas — wandten der verfallenen Stadt den Rücken und ließen ihre Häuser im Stiche oder vermieteten sie für einen Spottpreis an nichtsthuernde Araber und bedürfnislose

Neger. Die bis auf 80 Kilometer schon fertig gestellte Mackinsonstraße verödete gleichfalls.

Da brach im Jahre 1885 eine neue Zeit auch für Dar-es-Salaam an. Der kaiserliche Schutzbrief für die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft war ausgestellt, und Dr. Peters war es unter kräftiger Unterstützung der deutschen Reichsregierung gelungen, an den zwei Meilen weit ins Land hinein dem Sultan von Sansibar zugesprochenen Küstenstreifen für zwei Häfen — Pangani und Dar-es-Salaam — nicht nur das Mitbenutzungsrecht zu erwirken, sondern auch die Zollverwaltung in die Hand zu bekommen. Seitens der Ostafrikanischen Gesellschaft wurde als Bevollmächtigter und Generalsekretär Herr Leue nach Dar-es-Salaam geschickt, der sich zunächst in einem Indierhause, dann in einem alten Sultanspalaste häuslich einrichtete und sein Möglichstes that, um die Bewohner des Ortes und der Umgegend an die deutsche Herrschaft zu gewöhnen. Wesentliche Dienste dazu leistete ihm eine Reise nach dem Rufidji, wofür er den Kadi (Richter) von Dar-es-Salaam — Mohamed bin Soliman — als Begleiter mitnahm, mit ihm aus einem Topfe essend, Getränke und Tabak teilend und in einem Zelte schlafend. An der Küste fortreisend, sah er fast alle zwei Stunden größere Ortschaften mit indischen Händlern, zum Teil ziemlich kultiviert mit anständigen Straßen, Brücken über den Bächen, Häuser mit Satteldächern und Verandas aus Wellblech. Überall fand er die liebenswürdigste Aufnahme, und ein — wie man sagt — 130 Jahre alter Araber in Sindaji, der schon lange vor dem Stifter der jetzigen Sansibar-Dynastie, Seyhid Said, im Lande gewesen war, sagte dem Wissungu mit schwacher Stimme viele Schmeicheleien. Auch die Walis (Statthalter) von Kisidju und Kifunja in der Nähe des Rufidjideltas erklärten sich

gern bereit, in die Dienste der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft zu treten. Verheißungsvoll grüßte ihn das Thal des weit hinauf für Dhaus und kleinere Fahrzeuge schiffbaren Rufidji mit seinen großen, handeltreibenden Städten, mit seinen zu Plantagen vorzüglich geeigneten fruchtbaren Ufern, mit dem vorzüglichen roten, eisenfesten Bauholz, das selbst der weißen Ameise widersteht, auf den Inseln, zwischen den verschiedenen Mündungsarmen und der herrlichen, tropischen Vegetation mit den großen, grünen Papageien, den schwarzen und weißen Reihern und den unzähligen Affen mit weißer Mähne über dem rabenschwarzen Pelz — und den Krokodilen und Flußpferden in den Mündungsarmen, auf denen es sich zeitweise wie in Laubenbögen fährt.

Herrn Leue's Arbeit in Dar-es-Salaam wurde unterstützt durch die Herren v. Bülow, v. Hake, Baumeister Wolf und andere Vertreter der Ostafrikanischen Gesellschaft. Bald aber kam noch ein deutscher Genosse hinzu, der gleich ihnen an der Erschließung von Ostafrika arbeiten sollte, aber in anderer Art. Die Kultur muß Hand in Hand gehen mit dem Christentume, wenn sie rechter Art sein soll. Darum hatte sich in Berlin außer dieser eben genannten Gesellschaft im Jahre 1886 die Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika gebildet und im folgenden Jahre beschlossen, als ersten Pionier den Missionar Greiner hinauszusenden, der 20 Jahre, die besten seines Lebens, unter ganz außerordentlichen Schwierigkeiten im Sudan und in Süd-Abyssinien gearbeitet hatte.

Viertes Kapitel.

Greiners Leben.

In dem Thale der Wiese, die in den Felschluchten am Südabhange des Seebucks entspringt und bei Basel in den Rhein fließt, liegt das Städtchen Brombach. Das Wiesenthal, dessen Reize der dort (in Hausen) geborne Dichter Hebel in seinen allemannischen Gedichten so anziehend besungen hat, und dessen »Marktgräser« Wein weit und breit berühmt ist, gehört zu den lieblichsten Thälern des Schwarzwaldes, und Brombach liegt in der Nähe seiner schönsten Punkte. Jenseits des Flusses erheben sich auf bewaldeter Höhe malerisch die Ruinen des Schlosses Rötteln, in dem einst die Markgrafen von Hochberg und Baden residierten und das 1638 von Bernhard von Weimar im Sturm erobert, 1678 von den Franzosen zerstört wurde. Steigt man auf diese Höhe, dann bietet sich dem Auge eine wunderbar liebliche Aussicht: zu den Füßen das lachende Thal mit seinen wohnlichen Städten, jenseits der Dinkelberg mit der alten St. Chrischonakirche, umgeben von waldigen Hügeln, im Glanze der Morgen- und Abendsonne mit ihren goldigen Fenstern wie eine Warte herniederschauend auf den goldenen Rhein, dann Basel mit seiner freundlichen Umgebung, die gradlinigen Gebirgsformen des Jura und im Hintergrunde die Kette der zackigen Hochalpen von der Jungfrau bis zum Schreckhorn. In diesem Brombach ward am 16. Mai 1842 Johann Jakob Greiner geboren als der

jüngste Sohn des dortigen Bürgermeisters. Recht und schlecht hielt der Vater auf Zucht und Gehorsam bei seinen zwölf Kindern. Morgens und abends mußte jedes sein Gebet aussagen, aber es war mehr gute Sitte als lebendiges, christliches Leben. Der treue Ortsgeistliche, Pastor Vedderhose, der durch lebendige evangelische Predigten und durch seine schriftstellerische Thätigkeit auch über die Grenzen seiner Gemeinde hinaus großen Einfluß hatte, konnte an dem Vater mit seinem seelsorgerischen Einfluß nicht viel ausrichten, aber als der kleine Jakob einst schwer krank daniederlag an einer Brustfellentzündung, besuchte er diesen öfter, betete mit dem Kinde und forderte dasselbe auf, fortan auch selbst frei aus dem Herzen heraus zu seinem himmlischen Vater zu reden. Mit sechs Jahren kam der Knabe in die Schule, lernte fleißig und hatte auch große Freude an den Privatstunden, die ihm zu teil wurden. Aber nach gethaner Arbeit spielte er mit derselben Lust, so daß er oft den Wunsch aussprach, stets ein Kind bleiben zu können. Bei der Konfirmation empfing er tiefe Eindrücke und faßte den Entschluß, sich inniger an die Kreise anzuschließen, die sich mit Vorliebe »Kinder Gottes« nannten und ihre Gemeinschaft besonders zu stärken suchten durch die Verbindung mit der Pilgeranstalt St. Chrischona.

Die Geschichte der so malerisch gelegenen St. Chrischonakirche*) ist in Dunkel gehüllt; dagegen ist die Sage mannigfach thätig gewesen, um ihren Ursprung zu erklären. Drei christliche Jungfrauen entflohen den Nachstellungen der Heiden, kamen bis in die Gegend von Basel und gaben den drei die Stadt umgebenden Hügeln St. Margarethen, St. Ottilie und St. Chrischona durch

*) Vergleiche E. S. Rappard, Fünfzig Jahre der Pilgermission auf St. Chrischona. Basel 1890.

Gründung von Kapellen ihren Namen. Allabendlich gaben die drei Einsiedlerinnen durch ein angezündetes Feuer sich das Zeichen, daß sie noch am Leben seien, bis ein Licht nach dem andern erlosch, weil die Schwestern das Zeitliche gesegnet hatten. Die Kapelle der heiligen Christona war lange Zeit das Ziel zahlreicher Wallfahrer, der Turm vielleicht für sich bestehend ein Wachturm. Im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts wurde von dem Bürgermeister von Basel, Jakob Meyer zum Hasen, zwischen Turm und Kapelle die Kirche eingefügt und im Jahre 1528 dem evangelischen Gottesdienste übergeben. Im Dreißigjährigen Kriege verrichteten Kaiserliche und Schweden auch dort ihr Zerstörungswerk, und dann lag das schöne spätgotische Bauwerk — 100 Fuß lang und 36 Fuß breit — lange verwahrlost und verödet da, eine Freistätte für Bettler und Landstreicher, zugleich aber auch ein Ziel-
punkt für Reisende, die sich an der herrlichen Aussicht dort oben weiden wollten. So kam im J. 1834 auch Dekan Bahnmaier aus Kirchheim dorthin, wurde ergriffen von dem Gedanken, es müsse dieser herrliche Punkt, der sehr zur Anlage eines Vergnügungsortes geeignet schien, für edlere Zwecke des Reiches Gottes gewonnen werden und sprach darüber mit seinem Schwager Chr. Fr. Spittler, der im Sommer in dem nahen Riehen lebte. Seit 1801 war derselbe Gehülfe, dann Sekretär der »Deutschen Christentumsgesellschaft« in Basel, welche alles, was die neuere Zeit unter dem Namen »innere und äußere Mission« zusammenfaßt, in den Kreis ihrer Bestrebungen zog. Bibel und Traktatverbreitung, Armen- und Krankenpflege, Reisepredigt, Bibliothek, Stärkung der Protestanten in katholischen Ländern, Evangelisierung der katholischen Kirche, Mission unter den Juden, Türken und Heiden wurden, wie es die Gelegenheit gab, getrieben, bis mit der Zeit sich bestimmte Thätigkeiten herausbildeten und zu selb-

ständigen Vereinen gestalteten, namentlich die Baseler Missionsgesellschaft, die Erziehungsanstalt und das Lehrerseminar zu Beuggen u. a. Spittler lag besonders der Gedanke am Herzen, daß, wenn dafür gesorgt würde, daß die Heiden Christen werden, man auch darauf bedacht sein müsse, daß die Christen nicht wieder Heiden werden. So reifte in ihm der Plan einer Handwerkermission für die deutsche christliche Kirche. Zu diesem Zwecke nun erbat und erhielt er im J. 1839 vom Baseler Deputatenamt gegen eine jährliche Miete von 5 Fr. den Nießbrauch der St. Chrischona-Kirche, wobei die Regierung sich verpflichtete, für den Unterhalt des Daches und der Mauern zu sorgen, während Spittler die innere Wiederherstellung und Einrichtung auf eigene Kosten übernahm. Im März 1840 zog als erster Pilgermissionar »Bruder« Mohr, ein Zimmermann, auf die Höhe, räumte den Schutt um Kirche, Turm und Umgebung fort und richtete in der einstigen Sakristei sich wohnlich ein, holte sich aus der Taubstumm-Anstalt in Niehen Knochen, um durch Knöpfedrehen sich den Lebensunterhalt zu erwerben, hing in den Turm eine Glocke, läutete dieselbe zum Abend, legte Balken ins Glockenhaus, um einen Raum für Missionsstunden zu gewinnen, verkündigte den Katholiken, die noch immer kamen, um zur heiligen Chrischona zu beten, das Evangelium und hielt mit Freunden aus Bettingen, Basel und Niehen Erbauungsstunden. Noch in demselben Jahre gesellten sich drei Brüder zu ihm als Hausgenossen, 1841 zog als erster Hausvater Gottlieb Schlatter ein, ein Sohn der bekannten Anna Schlatter, 1844 Pfarrer Hein und 1847 Kaplan Schlienz, der als Missionar in Malta die Bibel ins Arabische übersetzt hatte und nun 21 Jahre hindurch bis zu seinem Tode auf diesem schweren und verleugnungs-vollen Posten ausharrte. Ihm zur Seite trat als Lehrer Ludwig Scheller aus Württemberg, der spätere Hausvater

des Syrischen Waisenhauses zu Jerusalem, und nun entfaltete sich ein reges Leben. Mit großer Ausdauer und unter mancherlei Verfolgungen brach Schneller den religiösen Versammlungen in den benachbarten Ortschaften Bahn; kein Weg war ihm zu mühsam und beschwerlich. Nach und nach führte er auch die älteren Jöglinge in diese Arbeit ein. Noch heute gehen sonntäglich die Jöglinge der zwei ältesten Klassen in die umliegenden Orte des »Baselbietes« und des Wiesenthals und halten gewöhnlich auf Grund eines zuvor mit dem Inspektor besprochenen Schriftabschnittes gut besuchte Bibelstunden und Sonntagschulen.

So war man auch nach Brombach gekommen, und die Greinerschen Söhne nahmen gern an den Versammlungen teil, wiewohl der Vater von solchem »frommen« Wesen nicht viel wissen wollte. In einem schweren Herzleiden aber mußte Pfarrer Ledderhose ihn durch zuvorkommende Liebe zu gewinnen und ihm einen lieben, im Christentume tief gegründeten Arzt zu senden. Der machte ihm über den Ausgang seines Leidens klare Eröffnungen, welche ihn veranlaßten, sich zu einem seligen Ende zu rüsten. Ein Herzschlag machte bald darauf seinem Leben ein Ende, — ein harter Schlag auch für unsern Jakob, der im stillen die Hoffnung genährt hatte, es werde ihm möglich sein, eine weitere Ausbildung zu suchen. Dem Wunsche der Mutter folgend, verzichtete er darauf und widmete sich der Landwirtschaft. Eine wunderbare Rettung aus großer Lebensgefahr bestärkte ihn aber in dem Entschlusse, sich ganz dem Dienste der Kirche Gottes zu weihen. In Tüllingen, zwei Stunden weiter abwärts im Wiesenthal, wurde eine Rettungsanstalt gebaut, und Greiner leistete dort Hilfe durch Anfahren von Lehm. Eines Tages war er allein in der Lehmgrube mit Graben und Auflockern beschäftigt, als plötzlich die unterhöhlte

// Erdschicht nachstürzte und ihn soweit begrub, daß nur der Kopf noch frei war. Die auf seiner Brust liegende Erde war aber so schwer, daß ihm der Atem völlig ausging und ein Rufen ganz unmöglich war; dabei drohte noch eine zweite Schicht nachzustürzen und ihn vollends lebendig zu begraben. Durch Gottes Fügung kam aber der Anstaltsaufseher gerade des Weges und rettete ihn vor dem Erstickten. Gern wäre er nun in seinem achtzehnten Lebensjahre in eine Missionsanstalt eingetreten, aber die Liebe zur Mutter bestimmte ihn auch jetzt noch zu warten. Als dann aber die Zeit der Aushebung zum Militär kam, gelobte er seinem Gotte, falls er freikäme, wolle er sich ganz ihm zur Verfügung stellen. Er wurde frei und hielt sein Wort — auch als bald darauf ein befreundeter, reicher Herr ihn als Adoptivsohn annehmen wollte. Er schlug das verlockende Anerbieten aus, meldete sich in der Pilger-Missionsanstalt und wurde sofort angenommen, was er wohl besonders seinem väterlichen Freunde, dem Pfarrer Vedderhose zu danken hatte, der seit 1854 Vorsteher des Anstalts-Komitees geworden war. Im Spätherbst 1863 kam er als Zögling von St. Chrischona in die vierte Klasse, hatte aber als junger Bauer das ganze Jahr meistens Beschäftigung in der Oekonomie. Im zweiten Jahre, als er in die dritte Klasse aufrückte, wurde diese Thätigkeit etwa auf ein Drittel der Zeit beschränkt, und es trat nun Unterricht in allen Schulfächern, in der englischen Sprache und in dem Worte Gottes hinzu. Daneben wurden die Zöglinge aber auch von der treuen Hausmutter Christiane Pregizer, die schon im Jahre 1851 durch Hausvater Schneller nach St. Chrischona berufen war, im Kochen unterwiesen. In diesen Kochstunden erhielten sie aber mehr als praktische Tüchtigkeit fürs Leben in den fernen unkultivierten Ländern. Sie lernten in

Schwester Christiane zugleich eine geistliche Mutter ehren, welche die Erziehung Gottes an ihnen durch eigene, innere Reise unterstützte und förderte. In den letzten beiden Jahren sollten dann noch Predigtübungen und Katechisationen hinzutreten. Leider kam es bei Greiner nicht dazu, denn unbegreiflicherweise wurde er schon nach Beendigung des zweiten Jahreskurses seinem Studium entrisen und nach Afrika geschickt.

Im Jahre 1846 war der Missionar Samuel Gobat von König Friedrich Wilhelm zum Bischof von Jerusalem ernannt worden und im Dezember dort eingezogen. Dadurch wurden auch die Blicke seines Freundes Spittler aufs neue nach Palästina gerichtet, für welches er sich schon seit 1836 mit Kolonisationsgedanken getragen hatte. Ein Kreis christlicher Männer war bereit, die Sache in die Hand zu nehmen. Der bekannte fromme Naturforscher G. H. v. Schubert machte zu diesem Zwecke eine Reise ins Morgenland*) und ermunterte zur Ausführung des Planes durch Gründung eines Brüderhauses in Jerusalem, damit die Bewohner an einem lebendigen Beispiele sehen könnten, wie wahre Christen miteinander leben, beten und arbeiten. — Zwei Brüder: Palmer, ein Mechaniker, und Schick, ein Chemiker, wurden hingesandt, nachdem sie vorher im Fätkli zu Basel, der Wohnung Spittlers, von dem altchwürdigen Dr. Steinkopf »als Diafone und Evangelisten für Jerusalem und Palästina« eingesegnet worden waren. Andere folgten bald nach; doch traten die tüchtigsten unter ihnen bald in den Dienst anderer Gesellschaften, und Schneller, der selbst hinübergewandert war, übernahm die Leitung des »Christen Waisenhauses«

*) Die Beschreibung derselben ist in drei Bänden erschienen.

(nach jenem furchtbaren Blutbade, das die Drusen*) des Libanon unter den dortigen maronitischen Christen angerichtet hatten.

Inzwischen hatte schon im Jahre 1854 der Bischof Gobat, der in den Jahren 1830—32 als Baseler Missionar im Dienste der Kirchlichen Missions-Gesellschaft zu London unter schweren Verhältnissen in Abessinien thätig gewesen war**), sich entschlossen, mit Hilfe englischer Freunde die Vorbereitung für eine neue Aussendung von Missionaren dorthin in die Hand zu nehmen, in der Hoffnung, daß Gott die Thür in jenes altchristliche, aber tief verfinsterte Land öffnen werde. Dr. Krapf, der kühne Bahnbrecher Ostafrikas, der sich das hohe Verdienst erworben hat, die Bibel und andre christliche Bücher in die amharische, äthiopische und Gallasprache zu übersetzen, hatte von der Englisch-Kirchlichen Missions-Gesellschaft den Auftrag erhalten, dorthin zu reisen, um die dortigen Verhältnisse zu untersuchen, und nahm dazu aus Jerusalem den Bruder Flad***) mit. Sowohl bei dem Könige Theodoros als auch bei dem Abuma, dem obersten Geistlichen, fanden sie freundliche Aufnahme, und im Dezember 1855 wurden vier Brüder mit mehreren Kisten

*) Während die Drusen hauptlinge später auf Drängen der Großmächte als Staatsgefangene in der Festung Belgrad interniert waren, wurde es mir gestattet, sie in ihren Kasematten aufzusuchen. Sie empfingen mich sehr freundlich mit Kaffee und Schibuf, und einer unter denselben, der englisch verstand, unterhielt sich sehr lebhaft mit mir, so daß der mich auf Befehl des Pascha begleitende türkische Offizier anfang misstrauisch zu werden. Ich hatte dabei den Eindruck, daß sie in jener Katastrophe im Einverständnis mit derselben Regierung gehandelt hätten, die sie Europa zuliebe nun gefangen hielt. v. C.

**) Gobat hat sein Tagebuch über den Aufenthalt in Abessinien 1834 in Basel veröffentlicht.

***) Vergl. »Flad, Zwölf Jahre in Abessinien. Basel 1869.«

voll Bibeln ausgesendet, um das Missionswerk mit Gottes Beistand anzufangen. Als die Arbeit daselbst festen Fuß gefaßt zu haben schien, hielt Spittler es für notwendig, zwischen Abyssinien und Jerusalem eine Verbindung über Ägypten herzustellen, durch welche der schriftliche und persönliche Verkehr mit den sonst von aller Welt abgeschlossenen Brüdern vermittelt würde. So entstand der Plan, je 50 Stunden voneinander entfernt, zwölf Stationen zu errichten, welche die Namen der zwölf Apostel tragen sollten. In den Jahren 1860—1864 entstanden so die ersten Stationen dieser Apostelstraße mit je drei bis vier Brüdern in Alexandrien (St. Matthäus), Kairo (St. Markus), Assuan (St. Petrus) beim ersten Nil-Katarakt, Verber (St. Bartholomäus) beim fünften, Metämnuf (St. Paulus) an der abyssinischen Grenze und Chartum (St. Thomas) am Zusammenfluß des Blauen und Weißen Nils. Im Jahre 1852 war ein Galla-Mädchen aus Ostafrika, namens Fätmeh, in Kornthal in Württemberg getauft und Spittler ihr Pate gewesen. Sie faßte zu ihm ein rührendes Vertrauen und bat ihn oft, doch auch ihrer armen Landsleute zu gedenken und ihnen das Evangelium zu senden. Wenige Jahr darauf war sie im Diakonissenhause zu Nien selig heimgegangen und hatte auf ihrem Sterbebette dem Paten Spittler dieselbe Bitte nochmals auf das dringendste ans Herz gelegt. Das war eine der Ursachen, daß Spittler und Gobat auch die Missionierung der südlich von Abyssinien gelegenen Gallalände ins Auge faßten und außer der Apostelstraße noch eine Prophetenstraße planten, den Weißen Nil entlang. Unter den englischen Freunden, die in bereitwilligster Weise bedeutende Geldmittel für diese Unternehmung darboten, war insbesondere Mr. R. Arthington in Leeds, ein wohlbekannter Missionsfreund von seltener Opferfreudigkeit. Derselbe begeisterte sich

nun besonders für die Anlegung dieser Prophetenstraße und erklärte sich bereit, für vier Brüder alle Unkosten zu zahlen, wenn man sogleich damit beginne, zwei Stationen am Weißen Nil unter den Barri- oder Dinkanegern zu gründen. Das war die Veranlassung, weshalb das St. Chrischona-Komitee so plötzlich die Aussendung von vier Brüdern beschloß und auch Greiner unter ihre Zahl stellte, der seine Ausbildung noch nicht halb vollendet hatte. Er hatte deshalb die größten Bedenken und theilte dieselben dem lieben Kaplan Schlenz ganz offen mit. Trotzdem blieb das Komitee bei seinem Beschluß, und er mußte schleunigst von den Seinigen Abschied nehmen. Besonders die Mutter war auf das schmerzlichste berührt; sie schloß ihn trampfhaft in ihre Arme und wollte ihn nicht loslassen; dem Sohne wollte das Herz brechen, aber entschlossen, dem Willen seines Gottes zu folgen, riß er sich aus ihren Armen los und eilte zum Hause hinaus, begleitet von allen anwesenden Geschwistern und nächsten Verwandten. Mutter und Sohn hatten es wohl geahnt, daß es ein Abschied fürs Leben war! Nun ging es rasch im Postwagen über den St. Gotthardt, dann über Mailand nach Triest und von dort auf einem österreichischen Lloyd dampfer in sechs Tagen nach Alexandrien. Dort gab es freilich bösen Empfang: die Cholera war ausgebrochen, und die direkte Verbindung mit Jerusalem, wohin ihr Weg zunächst gehen sollte, hatte aufgehört, denn kein von Alexandrien kommendes Schiff durfte in Jaffa landen. Es galt also die Frage: entweder nach Smyrna, dort Quarantäne halten und dann nach Jaffa fahren, oder in Alexandrien bis auf weiteres bleiben. Greiner, der selbst mit allen Anzeichen der Cholera erkrankte, stimmte für letzteres; Pastor Rütke von der deutsch-evangelischen Gemeinde riet entschieden zu ersterem Plan. Freilich stand nur ein

türkischer Dampfer zur Verfügung, in welchem die Kajüten I. und II. Klasse bereits völlig besetzt waren, da alles dem Tode zu entfliehen suchte. So mußte man mit dem Tode vorlieb nehmen, das auch schon zum Ersticken voll war von Leuten aus allen Völkern des Orients. Die Unreinlichkeit der Passagiere und die Unordnung der leitenden Schiffsmannschaft war entsetzlich; dabei stellte sich ein Sturm ein, der während der ganzen Dauer der Fahrt in solchem Maße wüthete, daß man Mühe hatte den Dampfer auf offener See zu erhalten und jeden Augenblick Gefahr lief an die Küste geschleudert zu werden. Dazu kam ein qualender Hunger, denn auf dem Schiffe gab es nichts, und vor dem Einsteigen hatten die Brüder versäumt, sich mit Lebensmitteln zu versehen. Greiner, der wegen seiner schweren Erkrankung schon mehrere Tage vor der Einschiffung nichts gegessen hatte, wurde auf der See bald wieder gesund und bekam einen gewaltigen Appetit, der aber auf Smyrna vertröstet werden mußte. Am Abend des fünften Tages war das ersehnte Ziel in Sicht, es durfte aber nicht mehr gelandet werden. In der Nacht, wo auf den harten Brettern an Schlaf nicht zu denken war, stieg der Hunger aufs höchste. Da sieht er im Morgengrauen einen Matrosen essen, bietet ihm Geld an und giebt ihm durch Gebärden zu verstehen, er solle ihm seinen Teller überlassen. Im Heißhunger schlingt er das fette Fleisch ohne Brot hinunter, aber der geschwächte Magen kann es nicht behalten, und er wird nur noch elender, so daß er sich kaum aufrecht erhalten kann. Erst zu Mittag war die Ausschiffung möglich und gelang es in der Quarantaine Lebensmittel zu kaufen, und ein deutscher Schweizer, der sich unter den Mitreisenden fand, erwies ihm viel Liebe und Freundlichkeit. Da brach nach zehn Tagen auch in Smyrna die Cholera aus, die Quarantaine wurde

aufgehoben, und die Gefangenen wurden auf freien Fuß gesetzt. Die Cholera wüthete in der Stadt in furchtbarer Weise: ganze Häuser starben aus; alles floh und ließ in den Wohnungen Kranke, Sterbende und Leichen liegen. Unsere Reisenden waren in dem Hause eines deutschen Bierbrauers einquartiert, wo sie bei der entsetzlichen Hitze der Sulitage auf dem Malzboden unter dem heißen Ziegeldache schlafen mußten. Nach vierzehntägigem Aufenthalte ging es endlich weiter nach Jaffa. Die Fahrt war ruhig, aber auf dem Schiffe brach eines Tages Feuer aus. Schon wollte der Kapitän auf die Küste zusteuern und zu landen suchen, als es endlich doch der Mannschaft gelang, des bösen Elementes Herr zu werden. Auch in Jaffa herrschte die Cholera; Jerusalem aber war noch frei und deshalb abgesperrt, bis nach drei Wochen auch dort die Epidemie ausbrach, besonders im Judenviertel. Im Christen Waisenhaus bei Hausvater Schneller, das an der Jaffastrasse, eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, sehr schön gelegen ist, fanden die Brüder freundliche Aufnahme und Erquickung nach allen den Nöten und Ängsten der letzten Wochen. Die Anstalt blieb bei ihrer abgesonderten Lage gnädig verschont von der verheerenden Seuche, und drinnen herrschte ein fröhliches Treiben der Kinder bei Arbeit und Spiel, und die christliche Gemeinschaft mit dem vorzüglichen Hausvater, mit seiner Familie und den Brüdern that außerordentlich wohl. Bei Herrn Schneller gab es grammatischen Unterricht in der arabischen Sprache mit fleißigen Übungen im Übersetzen. Mit einigen älteren Knaben, die deutsch verstanden, übte Greiner sich im Lesen und Sprechen, und so ging es mit der Aneignung der arabischen Sprache gut vorwärts. Am liebsten wäre er ganz dageblieben; aber im Dezember mußte er auf Beschluß des Komitees nach Ägypten

übersiedeln, da die Brüder Möhl und Schlegel, welche unter der Bevölkerung von Kairo im Segen gewirkt, an der Cholera gestorben waren. Der Abschied von Jerusalem, auch von den heiligen Stätten, die manchmal mit Schneller besucht wurden, war schwer, und in Kairo wurde nicht genügender Ersatz für jene schöne Gemeinschaft gefunden. An Brüdern fehlte es freilich in der ägyptischen Hauptstadt nicht, wohl aber an der nötigen Leitung und darum an der rechten Arbeitsfreudigkeit. Es läßt sich nicht leugnen, daß dem edlen Spittler, dem Gründer der so gesegneten St. Chrischona-Brüderschaft, es doch wohl nicht völlig gelang, bei derselben die Gefahren zu vermindern, die einem kirchlichen »Freikorps« stets mehr oder weniger drohen. Jeder sollte sich selbst seine Thätigkeit suchen, und dazu hatten doch nur einzelne hervorragend Begabte die nötige Fähigkeit; die anderen warteten, bis sich eine Gelegenheit fand, oder verloren über kurz oder lang den Mut und siedelten nach Amerika über, wo für die Chrischona-Brüder in geordneten Gemeinden sich reichliche Gelegenheit zu erwünschter Thätigkeit fand. Diese Erfahrungen wollten unsern Greiner, welcher an dem Treiben mancher der Brüder keinen Gefallen hatte, manchmal verzagt machen, und er zog sich auf sein Stübchen zurück, um allein zu sein mit seinem Herrn, ja er hatte oft Lust abzuschneiden und daheim zu sein bei Ihm. Innigen Anschluß fand er aber, als zwei andere holländische Brüder ankamen, Adrian und Jakob Mooh, die mit ihm nach Abessinien sollten. Auch mit den schwedischen Brüdern wurde er bekannt, die für die Arbeit unter der heidnischen Bevölkerung des nördlichen Grenzlandes von Abessinien in Kunama bestimmt waren. In Massaua gründeten sie eine Sammelstation, die noch bis heute im Segen besteht. Greiner selbst mußte inzwischen nach Alexandrien eilen, um Herrn

Rappard, dem jetzigen Inspektor der St. Chriſchona-Anſtalt, bei der Gründung einer Schule behilflich zu ſein. Im Januar 1867 bekamen ſechs Brüder, Treiber, Levi, Gutberlett, die beiden Mooh und Greiner, vom Komitee endlich den Befehl, den Nil hinauf über Chartum zu den Gaſſas zu gehen. Die Fahrt auf dem Nil war ſehr intereſſant. Ging es doch durch das vom Flußſchlamm befruchtete, üppige Thal, vorbei an der Ruine der alten, rieſigen Königsſtadt Memphis, in der einſt die Pharaone thronten, an den gewaltigen Pyramiden und ſonſtigen Denkmälern alt-ägyptiſcher Baukunſt. Unter günſtigem Nordwinde ging es bei geringer Strömung raſch ſtromaufwärts, und die damals bei Nacht ſo ſehr gefürchteten Räuberbanden blieben glücklicherweiſe fern. Des Abends wurden die Schiffe gewöhnlich am Ufer an Pflocken befeſtigt. Einſt wurden die Reiſenden um Mitternacht durch unjanſte Stöße aus dem Schlafe geweckt; ein fürchtbarer Orkan war ausgebrochen; das Schiff war gerade im Begriff, vom Pflocke losgeriſſen zu werden, und es wäre wohl unrettbar an den Felsen und Sandbänken von der Gewalt der Wogen zertrümmert worden, wenn es nicht noch eben gelungen wäre, den Pflock wieder zu befeſtigen. In Korosko, etwas ſüdlich vom Wendekreis des Krebses, hört der Nil auf ſchiffbar zu ſein wegen ſeiner vielen Stromschnellen und Waſſerfälle, deren man von Aſſuan bis Senaar etwa 180 zählt, oft eingezwängt in ſchroffe Felsen. An die Stelle des Nilſchiffes mußte deſſhalb das »Wüſtenſchiff« treten, und es begann die unbeſchreiblich müheſelige, wochenlange Reiſe durch die Rubiſche Wüſte, 120 Meilen bis Chartum. Von einer Station bis zur andern mußte man immer drei Tage, Tag und Nacht, mit nur kurzen Ruhepausen zum Eſſen auf dem Rücken des Kameles aushalten. Am Tage herrſchte die fürchterlichſte Hitze, und

als einzige Erquickung gab es übelriechendes Sackwasser, mit dem allenfalls die ausgetrocknete Kiehle etwas benetzt werden konnte, das aber zur Löschung des Durstes völlig ungenießbar war. Wenn in der Nacht der Schlaf überwältigen wollte, ging man wohl eine Weile zu Fuß im tiefen Sande, bis die allzugroße Müdigkeit auch dies nicht mehr gestattete. Nach dreitägigem Marsche kam man endlich an eine Wasserstation, war aber zu matt zum Essen und Trinken und hätte sich am liebsten sofort auf den heißen Sand niedergeworfen und dabei das Leben einbüßen können, wenn nicht von den Kameltreibern zum Auffuchen eines schattigen Platzes gedrängt worden wäre. Erst Ende Juli kam die Reisegesellschaft in dem überaus gesundheitsgefährlichen Chartum an, wo der westliche Weiße Nil und der östliche Blau zusammenfließen. Der eine der Brüder, Gutberlett, der von der beschwerlichen Reise sehr angegriffen war, bekam sofort das Fieber und starb nach zwei Tagen. Pevi verlor den Mut zur Weiterreise und trat in das kaufmännische Geschäft des Bruders Duisberg ein. Auch die übrigen vier Brüder mußten sich teilen. Greiner war für die Handelsstation Nedaref (50 Meilen von Chartum) bestimmt, um Bruder Ciperle abzulösen, der mit seiner kranken Frau nach Europa zurückreisen mußte. Treiber und die beiden Mooh sollten weiter ins Gallaland, und man trennte sich in Abu-Harras auf baldiges Wiedersehen. Die Hoffnung ging aber nicht in Erfüllung. Schon in Fassotly (53° östl. von Ferro, 11° nördl. Breite) bereitete die Regierung Schwierigkeiten und machte den Missionaren die Weiterreise unmöglich. Jakob Mooh starb bald darauf an dem bösen Klimafieber, und sein älterer Bruder versank von Schmerz überwältigt in Schwermut, sodaß dem armen Treiber nichts übrigblieb, als den geistesgestörten Bruder zurückzubegleiten. Greiner bekam nun die Weisung,

Bruder Blessing in Chartum abzulösen, wo eine blühende Schule von Kindern aus den verschiedensten Stämmen Innerafrikas entstanden war; doch auch ihn packte bald das böse eintägige Fieber, welches des Morgens anfängt und oft schon am Abend den Tod herbeiführt. Der Arzt erklärte, er müsse so schnell wie möglich das Land verlassen; denn wenn er auch jetzt davongekommen sei, so würde bei einer Wiederholung keine Rettung mehr sein. Da er zumal infolge dieser Niederlage zu jeder Arbeit untauglich geworden war, erhielt Bruder Duisberg die Weisung, mit ihm nach Ägypten zurückzureisen. Auf dem langen und so überaus beschwerlichen Wege, den er ohne die ihm gewordene Hilfe und Pflege unmöglich allein hätte machen können, war er fast stets krank und erholte sich erst wieder, als er im März des Jahres 1870 in Alexandrien ankam. Die vielfach mißlungenen Versuche, die so außerordentlich große Opfer an Arbeitern und Geldmitteln gefordert hatten, brachten das Komitee endlich zu dem Entschlusse, den Plan der Apostelstraße wieder fallen zu lassen — ein Entschluß, der auch für Greiner außerordentlich schwer war, weil er ein warmes Herz hatte für die innere Not der vielen heidnischen Stämme in Innerafrika, die in größter Gefahr stehen, nach und nach in die Hände des Islam zu fallen, wenn nicht die christliche Kirche sie von ihrer Finsternis befreit. In Alexandrien war Greiner wieder ein Jahr lang für die dortige Schule thätig und erhielt nach Beendigung des Französischen Krieges die Erlaubnis heimzukehren, da ihm eine Kräftigung an Leib und Seele sehr noth that. Im September durfte er die traute Heimat wieder begrüßen, aber die geliebte Mutter traf er nicht mehr unter den Lebenden; sie war schon zwei Jahre zuvor heimgegangen. Etwa ein Jahr blieb Greiner auf St. Chrischona, um den Vktionen der ersten Klasse beizuwohnen.

Inzwischen schien sich ein besserer Weg als der bisherige für die Befehrung der Heiden im Innern Ostafrikas zu zeigen. König Menelek von Süd-Abessinien*) versprach eine Mission unter den Gallas innerhalb der Grenzen seiner Herrschaft zu erlauben, und Bruder Maher, welcher bisher Kolporteur der englischen Bibelgesellschaft zu Adua in Nordabessinien gewesen war, wurde als Missionar zunächst nach Schoa geschickt, um mündlich mit dem Könige zu verhandeln. Derselbe zeigte sich außerordentlich entgegenkommend und bat in einem besonderen Briefe das Komitee, mehr Missionare zu senden. Zu dieser Mission ward nun Greiner wieder abgeordnet mit einem andern Bruder aus der ersten Klasse, welcher sich später aber leider als ungeeignet erwies und zurückberufen werden mußte.

Mit Freuden erklärte er diesmal seine Zustimmung. War doch die Mission unter den Gallas von jeher das besondere Ziel seiner Wünsche gewesen. Man hat sie den schönsten Menschenschlag genannt, den es in Afrika gebe.**)

Es sind Hirten, die von Milch und Fleisch leben, an den Grenzen von Abessinien zum Teil sehr arbeitsame Ackerbauer. Könnte diese kräftige Nation es zu einer

*) Abessinien wird in drei Königreiche geteilt: Tigre im Norden mit den Hauptstädten Arum und Adua, Amhara mit der Residenz Gondar und Schoa im Süden mit der Hauptstadt Ankober. Die Könige stehen zu dem Staatsoberhaupte in einem ähnlichen Verhältnisse wie die Fürsten Deutschlands zum Kaiser. Ein sehr interessanter Artikel über Land und Leute, Sage und Geschichte Abessinien's findet sich im ersten Bande der »Deutschen Encyclopädie« aus der Feder von Gerhard Kohns, welcher im Jahre 1883 im Auftrage der kaiserlichen Regierung eine Reise dorthin unternahm, Eine Darstellung der altchristlichen erstorbenen Kirche in Abessinien und der Missionsbestrebungen zur Neubelebung derselben ebendasselbst ist von Eschadert.

**) Vergl. Burchard-Grundemann, Al. Missionsbibliothek II. 3, S. 10 ff.

politischen Einheit bringen, so würde sie bald das Übergewicht in ganz Ostafrika gewinnen. Dabei werden sie als mäßig, teilnehmend und gastfreundlich geschildert, und ihre Kleidung zeichnet sich durch Geschmack und Schicklichkeit aus: bei den Männern ein buntes Tuch um den Leib bis zu den Hüften, darüber ein den ganzen Körper deckender faltenreicher Mantel, das Tuch zusammengehalten durch einen weichen, breiten Gürtel, in dem das große, eiserne Messer steckt, zu dem sich dann noch Speer und Schild als Schmuck und Wehr gesellen; bei den Frauen ein Gewand aus gegerbten Ziegenfellen, das über der rechten Schulter geknüpft beide Arme frei läßt und über den Hüften durch einen ledernen Gürtel zusammengehalten wird. Dabei ist die Frau nicht die Sklavin des Mannes, wie sonst so oft in Afrika, um schwere Arbeiten zu verrichten, sondern hat die Hütte zu versorgen, Kühe zu melken und die Kinder zu pflegen. Die Sprache ist weich und edel: »Wacayo laft ana, gastako! ati na guba teza, ani zi dyalau taa,« d. h. »Gott dieser Erde, mein Herr! Du bist über mir, ich bin unter dir!« Freilich stehen diesen Vorzügen auch dunkle Schatten im Volkscharakter gegenüber, namentlich schreckliche Grausamkeit und glühender Rachedurst. — aber gerade darum wäre es eine herrliche Aufgabe der Mission, dieses Volk für das Evangelium zu gewinnen.

Am 15. Dezember 1872 ging's über Genua nach Alexandrien, wo der deutsche Generalkonsul von der Regierung des Khedive einen Ferman besorgte, um in Tadschura, das damals noch ägyptische Kolonie*) war, die Weiterreise möglichst zu erleichtern. Der Vizekönig gab sogar selbst dem gerade anwesenden Gouverneur Herrn Munzinger, einem Schweizer von Geburt, den Befehl,

*) Später wurde es französisch. (Vergl. S. 71.)

Greiner bis Tadschura zu begleiten und dort dafür zu sorgen, daß er wohlbehalten nach Schoa gebracht werde. Nach einem lieblichen Abschiedsfeste in dem Stationshause der Familie Vander im Beisein des Pastor von Tippelskirch und anderer Freunde ging es zunächst nach Kairo, wo die vicekönigliche Expedition sich zur Abreise rüstete. Ein Extrazug brachte dieselbe über Ismaila nach Suez und ein schneller Dampfer in glücklicher Fahrt nach Massaua, wo die befreundeten schwedischen Missionare begrüßt wurden, und dann die Küste entlang durch die Straße von Babel-Mandeb nach Ambabo bei Tadschura. Dort wurde der Missionar dem Pascha Abu-Bekr vorgestellt und zur Beförderung nach Schoa angelegentlich empfohlen. Sein Sohn Hadji-Kamil sollte der Führer sein, und ungewöhnlich schnell, d. h. schon nach einem Monate, war die Abreise möglich. Die Zwischenzeit ward benutzt, um von Leuten, die arabisch verstanden, die amharische Sprache*) zu erlernen. Abu-Bekr selbst begleitete die Gesellschaft mehrere Tage den Golf entlang und kehrte dann zurück. Aber plötzlich hieß es, die kriegslüchtigen Nja (Gissa) zögen zum Kampfe gegen die Adal heran, und eine Weiterreise sei unmöglich. Und so ging es wieder zurück nach Ambabo. Was nun anfangen? — Der Pascha erklärte es sei zweierlei möglich: Entweder nach Aden, der englischen Kolonie an der arabischen Küste, hinüberzugehen und dort zu warten, bis die Reise durch das Gebiet der Nja wieder frei sei, oder den Weg über Nussa zu nehmen.

*) Die amharische Sprache ist eine Schwestersprache der alten äthiopischen, die noch jetzt als Kirchensprache im Gebrauche ist. Der evangelische Missionar Isenberg war der erste, welcher das Verständnis derselben öffnete durch Veröffentlichung von Grammatik und Lexikon (1842). Jetzt ist die beste Grammatik die von Franz Pratorius im Jahre 1879 herausgegebene und das beste Wörterbuch das von Antoine d'Abbadie (1881).

An den König von Aussa, Mohammed Hänsery, mit dem er gerade auf freundschaftlichem Fuße stand, war er bereit, ein Empfehlungsschreiben zu geben. Diese Wendung der Dinge war sehr zu beklagen, denn Abal ist ein außerordentlich fruchtbares Land; herrliche Palmenhaine wechseln mit saftigen Weiden, wenn auch die Gehänge bedeckt sind von undurchdringlichen Gehölzen, welche den Pavianen, Leoparden, Hyänen und andern wilden Tieren als Schlupfwinkel dienen. Greiner entschloß sich die Reise durch Aussa zu wählen — hatte aber freilich keine Ahnung davon, daß dieselbe bei 70–80 Meilen Entfernung sechs Monate in Anspruch nehmen und eine Kette schwerster Mühjale, aber auch lieblichster Gnadenerfahrungen seines Gottes bringen sollte. Einst, nachdem schon zwei Tage das Wasser völlig ausgegangen, nirgends die Spur einer Quelle zu finden und am heiteren Himmel kein Wölkchen zu sehen war, hebt Greiner sein leeres Wasserfäßchen, das er stets bei führte, gen Himmel und betet laut in arabischer Sprache kindlich und brünstig um Regen. Da kommt kaum hundert Schritte weiter ein Mann des Weges, was in der zu durchwandernden Wildnis gar selten geschah, und zeigt auf die Frage, ob nicht irgendwo Wasser in der Nähe sei, einen zwei Stunden entfernten kleinen Berg, auf dem es letzte Nacht geregnet, so daß in einem kleinen Bache noch reichlicher Vorrat von frischem Wasser sei: in der That eine liebeliche Gebetserhörung! Nach anderthalbmonatlicher Reise kam die Karawane endlich in das Gebiet des grausamen Königs von Aussa, der erst ein Jahr zuvor einen Franzosen ermordet hatte und wenige Jahre darauf wieder zwei Franzosen und vierzehn Italiener, ja die ganze Expedition des Gouverneurs Münzinger menschlins überfiel und vernichtete. Die Furcht vor diesem Unhold war groß, und mit Spannung sah man der Rückkehr des Boten entgegen, der zu ihm

gesandt war, um Zweck und Ziel der Reise offen darzulegen und um die Genehmigung zum Aufenthalt in seinem Gebiete zu erbitten. Dieselbe wurde bereitwillig gewährt und kräftiger Schutz versprochen und ausgeübt. Als einst ein Mann aus dem Volke den Missionaren nach dem Leben trachtete, ward er auf Befehl des Königs in einen Sack genäht und ersäuft. Da packte den armen Greiner das Fieber und brachte ihn an den Rand des Grabes. In dieser ganzen Zeit mußte er ohne Obdach nur unter einem ausgespannten Zelttuche liegen, den ganzen Tag von einer gaffenden Menge umgeben, wohl treu gepflegt durch den begleitenden Bruder, aber oft genug ohne einen Trunk guten Wassers. Dabei durfte der Lagerplatz wohl weiter verschoben, aber sonst bei Tag und bei Nacht nicht verlassen werden, weil der König nur so behauptete seinen Schutz ermöglichen zu können. Als sie längere Zeit am Nawasch, dem bedeutenden Grenzflusse zwischen Aussa und Schoa, lagerten, wo in den Bäumen die Affen ihr munteres Spiel treiben, war die Jagd auf die zahlreichen Wildschweine und Gazellen im höchsten Maße verlockend, durfte aber jenem königlichen Gebote zufolge nicht ausgeübt werden, und man mußte sich, um Fleisch zu haben, damit begnügen, vor dem Lager Tauben anzulocken durch Hinstreuen von Durrafrörnern (Moorhirse) und sie dann, oft ein Duzend mit einem Male — dieselben Körner als Schrot benutzend — zu schießen. Wenn es regnete, war an keinen Schlaf zu denken: mit aufgepanntem Regenschirm mußte man auf dem nassen Erdboden sitzen und am Tage die Kleider in der Sonne wieder trocknen lassen. Wenn der Fluß passiert werden mußte, wurden die Reisenden auf zusammengebundenen Ästen hinübergezogen, jeden Augenblick gewärtig, eine Beute der Krokodile oder Nilpferde zu werden. Aber bei allen diesen Beschwerden vergaß Greiner nicht seinen Missionsberuf.

Wo sich irgend die Gelegenheit bot, redete er mit den ihn begleitenden mohammedanischen Küstenbewohnern über Gottes Wort und bewies ihnen unerschrocken aus dem Koran, daß Mohammed ein Lügner sei und die Wahrheit sich nur in der Bibel finde, die uns strafe ob unserer Sünde und die Erlösung verkünde durch den Sünderheiland. Nach wieder anderthalb Monaten ward endlich der Marktflecken Daue erreicht, der erste Ort in der Schoanischen Grenzprovinz Wore Flu. Die große Not der letzten Monate war nun zu Ende. Nun gab es wieder eine ordentliche Wohnung, sowie gutes Essen und Trinken. Für Fleisch konnte die Flinte nach Belieben sorgen. Auf Anordnung Menelefs mußten die Missionare drei Monate in Daue bleiben und durften erst im Dezember 1873 in die königliche Residenzstadt Wore Flu einziehen. Der Empfang war ein sehr freundlicher, wenn der König sich auch sehr enttäuscht sah, als die mitgebrachten Kisten nicht Geschenke, namentlich Flinten, für ihn enthielten, sondern nur Bibeln, Testamente und andere Bücher in amharischer Sprache. Um wenigstens etwas zu haben, tauschte er sofort die gute Jagdflinte Greiners gegen eine schlechte alte ein. Die Weiterreise ins Gallaland gestattete er zunächst noch nicht, sondern wies ihnen Ankober, die hochgelegene alte Königsstadt mit 3000 Einwohnern, als Wohnsitz an. b) Trotz dieser geringen Einwohnerzahl sind sieben Kirchen in der Stadt. Diese abessinischen Kirchen sind kreisförmig, gekrönt mit einem zuckerhutförmigen Strohdach, aus dessen Spitze ein messingnes Kreuz hervorragt. In dem äußeren Kreise, der den eigentlichen Bau wie eine Vorhalle umschließt, wird der Morgengottesdienst gehalten. In dem Heiligtume, in dem die Priester die Messe lesen, ist für die Laien nur ein kleiner, abgesperrter Raum bestimmt. Ein Vorhang trennt das Heilige von dem Allerheiligsten c) »Kedis Kedisin«, wo die Bundeslade (»Tabot«) aufgestellt

ist, die in keiner Kirche fehlen darf. Die echte Bundeslade aber, die von Jerusalem hierher gekommen sein soll, befindet sich in der Kathedrale der Krönungsstadt Azum, doch nur der Oberpriester derselben kennt die geheimnisvolle Stelle im Gemäuer, wo sie aufbewahrt ist. In Anfober ward nun alsbald eine Schule ins Leben gerufen für die Gallafinder, die als Kriegsgefangene nach Schoa geschleppt worden waren. Sie lernten gut, und die Einwohner der Stadt, höflich zuvorkommend und religiös angeregt, kamen gern, um mit dem neuen Prediger Gottes Wort zu lesen und über dasselbe sich zu unterhalten. Da Greiners Schüler so schnell lernten, kam einst ein Kirchenoberster mit vierein seiner eigenen Schüler und bat, ihnen doch auch den »Zaubertrank der Weisheit« zu reichen. Da Wohnungen, wie sie ein Europäer auch bei den bescheidensten Ansprüchen haben muß, nicht vorhanden waren, mußte Greiner selbst mit einem Hausbau vorgehen, wiewohl er niemals das Bauhandwerk gelernt hatte. Aber was half es? Er erfuhr, daß ein Missionar, wenn es nötig ist, alles sein muß: Lehrer, Arzt, Richter und dabei Zimmermann, Maurer, Schmied, Tischler und wer weiß, was sonst noch alles. Aber die Liebe ist ja ersunderisch und hilft auch über solche schwere Berge hinweg. Als mit Mühe die nötige Anzahl Steine herbeigeschafft war, galt es den Mörtel zu bereiten, d. h. Erde mit feinem Stroh und Wasser zu mischen und mit den bloßen Füßen gründlich zu bearbeiten. Dazu wollten sich weder Schüler noch Knechte, die bisher treulich geholfen, verstehen. Alle Drohungen und Versprechungen halfen nichts. Da zieht Greiner seine Schuhe und Strümpfe aus, zieht die Kleider in die Höhe und fängt selbst lustig an zu treten. Das hatten die Leute nicht erwartet; flugs begannen sie mit zu treten und baten bald den geliebten Lehrer ihnen die Arbeit allein zu überlassen. Im Spätherbst

1877 hielt er Hochzeit mit einem vortrefflich begabten, bekehrten Gallas Mädchen aus Metscha-Blu, das eine klare Erkenntnis der Sünde und des Heiles in Christo hatte und voll brennenden Verlangens war, daß ihr ganzes Volk das Evangelium kennen lerne. Nur ein halbes Jahr aber dauerte das glückliche Zusammenleben. Die Pocken brachen unter den Schülern aus, und die treue Pflegerin ward angesteckt. Ihr Sterbelager ward manchem zum Segen. Fröhlichen Herzens genoß sie das heilige Abendmahl und bekannte: »Ich habe keine Furcht im Herzen; Jesus ist bei mir!« Dann ging sie selig heim. Ein Schüler ward von solchem Ende so ergriffen, daß er gelobte, sein ganzes Leben dem Herrn zu weihen, und für alle brachten die langen Leidenswochen reiche Frucht. Greiner beschäftigte sich in dieser Zeit mit der Übersetzung der biblischen Geschichte in die Gallasprache, die im Jahre 1880 auf St. Chrischona gedruckt wurde. Das Manuskript einer Übersetzung der prophetischen Bücher des Alten Testaments ging leider bei dem Raubansalle auf der Heimreise mit vielen anderen Büchern verloren. Im Januar 1879 führte Greiner seine zweite Gattin heim: Jungfrau Lydia Mayer, Tochter seines Mitarbeiters. Zu derselben Zeit hatte König Johannes von Tigre, welcher nach der Erstürmung der Festung Magdala (18. April 1868) durch die Engländer und den dabei erfolgten Selbstmord des Königs Theodoros das Reich Amhara erobert und den Titel Negus von Abessinien angenommen hatte, auch nach Schoa einen Kriegszug mit gutem Erfolge unternommen. König Menelek unterwarf sich freiwillig und erschien mit dem Bloß auf dem Nacken, dem Zeichen der tiefsten Erniedrigung, Verzeihung ersiehend vor dem Sieger. Dieser aber ließ ihm durch Ras Alula die Bürde abnehmen, setzte ihm seine Krone auf das Haupt und machte ihn aus einem Feinde zu

einem seine Oberhoheit anerkennenden treuen Verbündeten. Infolgedessen mußten die dem Könige Johannes verhaßten katholischen Missionare Landes verwiesen werden, welche den König Menelek beinahe vermocht hätten, sich und sein Volk unter das päpstliche Joch zu beugen, und auch der protestantischen Mission sehr hinderlich gewesen waren. Nun kam von König Menelek auch endlich die Erlaubnis zur Übersiedelung ins Gallaland — eine große Freude, nach siebenjährigem Harren endlich das ersehnte Ziel zu erreichen.

Im Januar 1880 ging es acht Tagereisen südwestwärts in die Provinz Adaa nach einer Gegend, die Balli genannt wurde. Es sah dort freilich noch gar wild aus; nur wenige Bewohner waren zerstreut auf kleinen Anlagen und nagten am Hungertuche, weil die unzähligen wilden Schweine stets den Ertrag des Acker s raubten. Der Missionar, der zugleich Pionier der Kultur sein soll, mußte hier zunächst gute Schützenarbeit thun. Als er in einer Viertelstunde drei von diesen Räubern erlegte, ein andermal zwei mit einem Schuß, da verzog sich das Wild; die Bewohner bekamen wieder Mut; die Galla, welche früher wegen dieser Plage das Land verlassen hatten, kehrten zurück, bestellten von neuem ihren Acker und gewannen eine rührende Zuneigung zu ihrem Wohlthäter. Auch dort galt es zunächst wieder den Bau von Wohnhäusern für die beiden Missionarsfamilien. Das Holz mußte weit hergeholt werden aus einem Walde, in welchem Banden von Aruji-Gallas ihr Unwesen als Raubmörder trieben, so daß ein Teil der Leute mit dem Fällen und Zurichten der Bäume beschäftigt war, der andere aber Wachtdienst nach allen Seiten thun mußte, um jedem Angriffe sofort begegnen zu können. Nun ging es an das Sägen der Bretter, die man bisher dadurch gewonnen hatte, daß man den Baumstamm spaltete und behaute.

Der König war über diese neue Kunst so erfreut, daß er seine Leute schickte, um sie gleichfalls in derselben zu unterweisen zu lassen. Endlich nach Jahresfrist standen die Häuser fertig da, dank der wertvollen Hilfe, welche die Gurage und Gallazöglinge leisteten, die mit treuer Anhänglichkeit von Ankober mitgezogen waren. Auch in der bald begründeten Schule waren sie tüchtig zur Hand. Schon mit Tagesanbruch um $1\frac{1}{2}$ 6 Uhr begann dieselbe. Oft gab es auch Gelegenheit, mit den heidnischen Gallas, die noch gar sehr in der Finsternis tappten, über göttliche Dinge Gespräche zu führen. Manches Heidenherz erfaßte das Wort vom Kreuz und ward tief ergriffen durch dasselbe. Freilich glich solche Erweckung oft genug auch einem Strohfeuer, das rasch wieder verflackerte.

Im Juli 1883 kam großer Schrecken. Eines Sonntags brach auf der östlichen Seite des Missionsgehöftes im dürren Grase Feuer aus durch unvorsichtiges Ausschütten von glühender Asche. Der starke Ostwind trieb die Flammen rasch der als Umzäunung dienenden Hecke aus geflochtenen Dornen zu, die gleichfalls sofort wie Zunder brannten. Aber im Nu waren alle Bewohner aus den weit entlegenen Hütten als freiwillige Feuerwehr zur Stelle, gehorsam den Befehlen des Missionars den Zaun einreißend und auf dem Strohdach des Wohnhauses alle Funken sofort mit Häuten erstickend, da Wasser leider nicht in der Nähe war. Schon war die Wohnung ausgeräumt, da drehte sich plötzlich durch Gottes Gnade der Wind von Ost nach West, und das Haus war gerettet. Und noch in ganz anderem Sinn verwandelte sich der Schrecken in Freude. Wenige Tage darauf wurde dem Greinerschen Ehepaare ihr erstes und einziges Söhnlein geboren und Jakob Wilhelm getauft. Greiners Einfluß wuchs je mehr und mehr. Als er in die neue Residenz

Entotto reiten wollte und viele Leute, die desselben Weges gingen, sich ihm anschlossen, lag plötzlich quer vor seinem Thore ein Galla und erklärte auf die Bitte, den Weg freizumachen, er werde nicht eher aufstehen, als bis der Missionar ihm Hilfe für seinen schwerkranken Sohn zugesagt habe. Dies geschah, soweit es möglich sei. Der unglückliche Knabe war geisteskrank geworden und in Ketten gelegt, hatte aber in seinen wirren Reden stets erklärt, nur die Europäer in Balli könnten ihm helfen. Mittlerweile kam der Sohn selbst mit seiner Handkette über das Feld gesprungen, war außer sich vor Freude, als er den weißen Mann sah, und erzählte in amharischer Sprache, daß er gezwungen worden sei, sich in der Abessinischen Kirche taufen zu lassen; aber er habe gehört, zum Christwerden gehöre mehr, und der Priester wolle ihm das Buch vorenthalten, das zum Lernen des Christentums nötig sei. Greiner ließ ihn von den Ketten befreien, verkündete ihm und dem umstehenden Volke Christum als den einzigen Retter und Heiland der Seele und lud sie ein, nach Balli zu kommen, um mehr zu hören. Der Knabe aber war von der Stunde an gesund wie zuvor.

So schien die Mission in erfreulichster Entwicklung begriffen; auch für die Schule war ein zur evangelischen Kirche übergetretener Abessinier, Gobau Desta, als Gehilfe gewonnen. — Da wurde der ganzen Arbeit nach Gottes unerforschlichem Rathschlusse ein jähes Ende bereitet.

Zu Weihnachten 1885 kam vom Könige, in dem sich allmählich eine immer größere Abneigung gegen die Missionare entwickelt hatte, die Aufforderung, entweder sollten sie die Autorität des Bischofs*) anerkennen oder sofort das Land

*) In der abessinischen Kirche ist in Glaubenssachen der Abuna die höchste Autorität, der von dem koptischen Patriarchen zu Kairo

verlassen. In der Antwort wurde darauf hingewiesen, daß die Missionare stets mit der abessinischen Geistlichkeit und dem Bischof in Frieden gelebt hätten, aber die Frage nach seinem Oberaufsichtsrechte mußten sie erst ihrem Komitee vorlegen. Darauf antwortete der König: »Geht zum Bischof und schwört, daß der Maria göttliche Anbetung gebühre — dann dürft ihr bleiben, sonst verläßt das Land! Ich habe gesprochen.« Vierzehn Tage waren Frist gegeben; nach Ablauf derselben sollten die Missionare vogelfrei sein. So war kein Bedenken möglich; es mußte schleunigst alles eingepackt werden, und zwar von Frau Greiner allein, denn ihr Mann war — ob vielleicht infolge der tiefen Gemütserschütterung? — plötzlich von einer heftigen, klimatischen Augenentzündung befallen worden, die ihn beinahe völlig blind machte. Der Abschied der armen Exulanten war ein außerordentlich schwerer. Sämtliche Bewohner waren im Gehöfte versammelt. Greiner wollte einige Abschiedsworte sprechen, aber das Weinen und Schluchzen der Leute übertönte seine Stimme. Es ist fürwahr eine unserm Verständnis verborgene dunkle Fügung unseres Gottes, daß Er den Feind in einem Augenblicke vernichten ließ, was jahrelange Arbeit unter ernstem Gebet aufgebaut hatte. Doch nein! Der ausgestreute Same ist nicht vernichtet! Unter Thränen haben die Zurückbleibenden versprochen, im Gebet zu verharren und dem Worte Gottes treu zu bleiben. Und aus dieser Thränen-

gesandt wird und abhängt. Unmittelbar unter ihm stehen die Bischöfe (Komur), die bloß mit der Heilighaltung der Kirche und ihrer Geräte zu thun haben. Dann folgt der Alaka, welcher die Einkünfte der Kirche verwaltet. Die Priester versehen den eigentlichen Gottesdienst, während die Diakonen das Brot zum Abendmahl zu backen und allerlei Kirchendienste zu versehen haben. Neben der Weltgeistlichkeit steht die Klostergeistlichkeit unter dem Etshege, der dem Abuna an Rang fast gleich steht.

saat kann noch eine herrliche Ernte erblühen, wenn auch ein anderer schneidet, als der gesäet hat. Mit größtem Verlangen sah man später in Valli den Nachrichten über Greiners Befinden entgegen, und der König selbst bereute es bald genug, den geschickten Mann ausgewiesen zu haben, der seine heidnischen und christlichen Arbeiter so vorzüglich zur Arbeit anzuleiten verstanden hatte. Dem treuen Gottesknechte aber mag es beim Abschiede wohl ums Herz gewesen sein, wie dem seligen Spitta, als er sang:

»Was macht ihr, daß ihr weinet
Und brechet mir mein Herz?
Im HErrn find wir vereinet
Und bleiben's allerwärts.
Das Band, das uns verbindet,
Löst weder Zeit noch Ort;
Was in dem HErrn sich findet,
Das währt in ihm auch fort.«

Ein großer Zug bewegte sich vom Hügel, auf dem die Missionsstation lag, hinab in nördlicher Richtung, denn die ganze Schar, die sich um die geliebten Lehrer gesammelt hatte, wollte es sich nicht nehmen lassen, ihnen das Geleit zu geben. So hörte drei bis vier Tagereisen das Abschiednehmen nicht auf, und unterwegs kamen die Bewohner und brachten Erfrischungen an Bier, Brot und Fleisch. In Ankober, der Stätte treuer, siebenjähriger Arbeit, gab es neuen Schmerz der Trennung von lieben, alten Freunden und durfte manche ernste Abschiedsmahnung erteilt werden. Nun ging es rasch abwärts aus der kühlen Luft des Hochplateaus zu den östlichen Ausläufern desselben nach Faue, wo die letzten Begleiter aus Valli und Ankober verabschiedet werden mußten, denn nun sollte es wieder monatelang hineingehen in wüste Wildnis. Das Gepäck, welches bisher von Menschen, Eseln und Maultieren getragen worden war, mußte auf Kamele geladen werden, für welche je 15

Theresienthaler*) Miete gezahlt werden mußten. Am 5. Februar 1886 begann die verhängnisvolle Reise — verhängnisvoll darum, weil eine Sklaventkarawane — über tausend Menschen und ebensoviele Kamele, sowie hundert Maultiere — einem afrikanischen Heereszuge gleichend — zugleich aufbrach und durch diese Masse von Menschen und Tieren Wassermangel zu befürchten war. Ein französischer Offizier, der mitreisen wollte, machte darum auch fecht, weil er fürchtete, unterwegs vielleicht vor Durst sterben zu müssen. Zudem machten auch den Weg im Süden die Itu-Galla des Osherdschergebirges unsicher, und auf der nördlichen Seite des Tieflandes waren zunächst der Räuberhauptling Affa-Aimara und später der König von Affa, Mohammed Hünferh, den Europäern gefährlich. Allen diesen Gefahren gegenüber galt es stets mit großer Vorsicht zu reisen und täglich Leib und Seele der treuen Obhut und Fürsorge des Herrn zu befehlen. Für Wasser sorgte der liebe Gott täglich und reichlich und zwar wunderbarerweise so, daß, während die Karawane selbst nie von Unwetter zu leiden hatte, vorher überall soviel Regen gefallen war, daß es Wasser im Überschuß gab. Nur einmal war große Not. Eben war eine dreitägige, quellenlose Strecke zurückgelegt, und ein brennend heißer Vormittag hatte allen Wasservorrat erschöpft. Endlich um zwei Uhr hieß es: »Wasser, Wasser!« und Sklaven wie Nachzügler eilten in vollem

*) Der Theresienthaler hat sich wegen der Feinheit seines Silbers, welches die zahlreichen indischen Silberschmiede zu schätzen wissen, in Afrika eingeführt, und der Nachbedarf wird immer noch von Oesterreich gedeckt, welches diese Münze mit dem Haupt der großen Kaiserin und der Jahreszahl 1780 nach wie vor prägt und, damit der naive Empfänger nicht stutzig werde, eine Abrundung der Ränder und gehörige Verschmutzung der Münze vornehmen läßt. Bergl. D. Kol.-Zeitg. 1889 Nr. 30.

Laufe hin, Ermüdung und Hitze vergessend. Aber welcher Anblick! Als unsere Reisenden die Lache erreichten, war sie, trotz des reichlichen Wassers, in einen Morast verwandelt, denn Sklaven, Maultiere und Kamele saßen und standen darin, erstere lärmend und schreiend ihre Kleider waschend, letztere dasselbe in anderer Weise verunreinigend. Die Reittiere, ob schon zwei Tage ohne Wasser, weigerten sich, das Schmutzwasser zu saufen. Was sollten die Menschen nun anfangen? Nach langem, vergeblichem Suchen, ob nicht weiter oberhalb vielleicht reineres Wasser zu finden sei, entschloß man sich endlich, es in Gefäße zu schöpfen, sich abklären zu lassen und dann zu kochen. Zwei schwedische Brüder, die sich gleichfalls dem Zuge angeschlossen, bekamen wiederholt infolge des schlechten Wassers und der Hitze Fieber; die Greinerische Familie aber blieb völlig gesund, und selbst der zarte, dretheilbjährige Knabe ertrug die Entbehrungen und Strapazen merkwürdig gut.

Als man den Hawaschfluß bereits passiert hatte, kam die Kunde, daß vor drei Tagen eine Europäerkarawane von Assa Nimara aufgerieben sei; nur zwei Europäer seien dem Blutbade entronnen und hätten das nackte Leben gerettet. Ebenso war kurz zuvor der Engländer Mr. Baralls und seine Frau mit 18 abessinischen Begleitern getötet. Von den Ermordeten fanden sie nur noch wenige Gebeine; die Asadler und Hyänen hatten ihr Werk bereits gethan. Acht Tage lang verfolgte die Bande des Assa Nimara auch unsere Reisenden bei Tag und bei Nacht, aber die Schüsse bei jeder Annäherung flößten den Feinden doch Respekt ein, so daß sie endlich zurückblieben. Auch die von Mohammed Hängery drohende Gefahr ging glücklich vorüber, und man erzählte sich, er wolle in Zukunft die Europäer nicht mehr töten, sondern nur noch zu Gefangenen machen und dann für den Kopf tausend

Thaler Lösegeld fordern. Sechzehn Meilen südwestlich von der Straße Babel-Mandeb wurde noch der sehr interessante Salzsee Assal (11 Kilometer im Durchmesser) berührt, der 580 Fuß unter dem Spiegel des Roten Meeres liegt mit seinem stark salzhaltigen, flebrigen Wasser. Die westliche Hälfte war augenblicklich trocken und glich einem gewaltigen Eisfelde. Glücklicherweise war beim Überschreiten desselben der Himmel bedeckt und wehte nicht von den kahlen Felsgebirgen her der versengende Glutwind, der schon manchem wandernden Eingeborenen den Tod gebracht hat. Endlich zeigte sich nach zweimonatlicher, mühevoller Reise Anfang April der Golf von Tadschura, und alles atmete auf im Gefühle der Sicherheit, da nun das Schutzgebiet der französischen Regierung erreicht war. Da wurde der arme Greiner noch im letzten Augenblicke all seines baren Geldes und fast aller seiner Habe beraubt. Als die Sklaven den Saum des Golfes entlang gingen, landete plötzlich ein kleiner Kriegsdampfer unter französischer Flagge, und der Kommandant mit seinen Soldaten bemächtigte sich eines jungen Mädchens. Die erzürnten Sklavenhändler sammelten sich zur Gegenwehr, der Kommandant aber zog sich mit seinen Soldaten und dem Mädchen auf das Schiff zurück und fuhr von dannen. Nun rächten sich die Araber an Greiner, dem Missionar, als einem in ihrer Gewalt befindlichen Europäer, zerschlugen die Kisten und eigneten sich den ganzen Inhalt an. Eine Anzeige bei dem französischen Kommandanten von Tadschura half nichts, und eine Beschwerde bei dem Auswärtigen Amte in Berlin blieb bis jetzt auch ohne Erfolg.

Ein Unglück kommt selten allein.

In Messina erkrankte Greiner mit seinem Anaben lebensgefährlich an einer Rungenentzündung und mußte über einen Monat lang dort liegen bleiben, bis er unter

der hingebenden Pflege der Frau und unter der treuen Fürsorge des Kaiserlich Deutschen Konsuls, Herrn Schneegars, und seines Sekretärs, Freiherrn v. Seidlitz, genas. Am 26. Juni (nach mehr als fünf Monaten seit der Abreise von Balli) kamen die Vielgeprüften glücklich in Basel an und waren voll Lob und Dank, denn sie hatten es reichlich erfahren:

»Wenn uns Jesu Hände schirmen,
Geht's unter Sonnenschein und Stürmen
Getrost und froh bei Tag und Nacht.«

Fünftes Kapitel.

Anfänge deutsch-evangelischer Mission in Dar-es-Salaam.

Nicht gar zu lange sollte Greiner mit seiner Frau die Ruhe in den geordneten Verhältnissen der Heimat genießen. Der Vorstand der Evangelischen Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika richtete sein Augenmerk auf den durch seine treue Arbeit in den // allerchwierigsten Verhältnissen bewährten Missionar. Derselbe nahm den Ruf freudig an und ward am 2. März 1887 in der Berliner Nazarethkirche feierlich abgeordnet, übergab das kaum vier Jahr alte Söhnchen der Obhut seines Bruders, der Stadtmisionar in Worms ist, schiffte sich am 1. April mit seiner Frau und einer Nichte, Fräulein Marie Fingerlin, in Triest ein und kam nach einem Abstecher ins Heilige Land zum Vater der Frau Greiner und einem durch mangelnden Anschluß veranlaßten unfreiwilligen Aufenthalt in Aden endlich am 16. Juni wohlbehalten in Sansibar an. So verhältnismäßig bequem die Reise bis dahin gewesen war, so beschwerlich war nun das so kurze Stück von Sansibar bis Dar-es-Salaam. Die Reise, zu der ein Dampfer sonst fünf Stunden braucht, erforderte für ihn und die Seinigen fünf lange, bange Tage und bereitete sie auf all das Schwere vor, das ihrer wartete. Um 1/2 3 Uhr nachmittags am 28. Juni lichtete der von ihnen gemietete Suahelisegler (Dhau genannt) die Anker, und

andern Tags um dieselbe Zeit waren sie noch fast auf derselben Stelle, weil der in dieser Jahreszeit herrschende Südwestmonsun sie nicht vorwärts ließ. Erst jetzt dachte der Kapitän daran, daß er zu wenig Ballast habe, um erfolgreich gegen den Wind kreuzen zu können. Immer heftigere Windstöße brachten das Schiff und seine Insassen in große Gefahr. Dabei goß der tropische Regen in Strömen herab, und nirgends fand sich irgend eine Deckung, denn der Aufenthalt in dem einem Hundeloch ähnlichen Raume im hintern Teil des Schiffes, in den man hineinkriechen mußte, war durch seine verpestete Atmosphäre unmöglich. Auf die Weisung, unter solchen Umständen westwärts nach Bagamoho zu fahren, erklärte der Kapitän, dahin wisse er den Weg nicht, und als zufällig zwei Boote kamen, welche auf Befragen vorgaben, dorthin zu fahren, und man ihnen folgte, wurde abends in der Nähe der Küste Anker geworfen, aber nicht bei Bagamoho, sondern drei Stunden nördlich. Am dritten Tage ging es dann bei eingetretenem Westwinde ein Stück nach Süden, aber schon zu Mittag trat Windstille ein und abends wieder der unglückliche Südwind. Den armen Reisenden thaten alle Rippen und Knochen weh von dem beständigen Sitzen und Liegen, denn stehen konnte man nicht, wenn man nicht bei dem unaufhörlichen Schwanken des Schiffes Gefahr laufen wollte, in die See geschleudert zu werden. Die Frauen waren ganz elend; ein Herr von der Ostafrikanischen Gesellschaft, der mitfuhr, bekam das Fieber. Am vierten Tage gegen Mittag ward eine Stelle entdeckt, wo es möglich war zu landen, und weil es hieß, Dar-es-Salaam sei nur noch sechs Stunden entfernt, beschloß die Gesellschaft, den Weg zu Fuße zu machen. Die Füße betraten den heißen Strand; für den Kranken ward in dem kleinen Suahelidorf Sabuni eine Kitanda (ein Tragbett) mit vier Trägern gesucht, und

nun ging es vorwärts auf ungebahnten Wegen, durch Gesträuch und fast undurchdringliches Gestrüpp, durch Sümpfe und hohes Gras. Schon nach zweistündigem Marsch waren die Füße der Frauen wund, als man in Mandatschi ankam und alles zusammenströmte, um die neuen Wasunga, besonders die Bibis (Damen) zu sehen. Eingefeilt zwischen der gaffenden Menge mit den den Negern eigentümlichen, entsetzlichen Ausdünstungen, erquickte man sich an einer Schüssel saurer Milch nebst einigen Eiern, und nun ging es wie im Triumphzuge inmitten der ganzen jubelnden Volksmenge vorwärts über die seichte Bucht auf dem Rücken der Schwarzen. Dann machte plötzlich die ganze Menge kehrt und sprang lärmend ins Dorf zurück. Um 8 Uhr abends erfuhr man, daß Dar-es-Salaam noch vier Stunden entfernt sei, so mußte man sich hungrig und durstig in einem kleinen Strandorte auf hartem Lager zur Ruhe legen, denn an Nahrungsmitteln war gar nichts zu erlangen. Andern Morgens wurden auch für Frau Greiner zwei Träger angenommen, eine Büchse mit Heringen, der letzte Mundvorrat, geöffnet und ohne jegliche Zuthat an Brot oder sonst etwas verzehrt. Um $\frac{1}{2}$ 11 Uhr morgens zog man am fünften Tage endlich in Dar-es-Salaam ein, und der freundliche Gruß der Leute »Jambo Bibi!« »Jambo Bana!« (Guten Morgen, gnädige Frau! Guten Morgen, mein Herr!) ließ bald die soeben durchlittenen Mühsale und Gefahren vergessen. Im Hause der Ostafrikanischen Gesellschaft wurde die Familie Greiner ebenfalls freundlich empfangen und drei Tage gastfrei bewirtet, bis eine Woche nach der Abfahrt von Sansibar die Boote ankamen und nach Auspacken der Kisten die vorläufig von Herrn Leue gemietete Wohnung einigermaßen wohnlich gemacht werden konnte. Ein großer, freier Platz in der Nähe ward sofort als Garten her-

gerichtet und ein Hühnerstall erbaut und bevölkert. Das Haus selbst bedurfte einer gründlichen Reparatur, wenn die Missionsarbeit in dem so völlig unkultivierten und dabei so überaus gesundheitsgefährlichen Lande einen geeigneten Stützpunkt für alle weiteren Unternehmungen gewinnen sollte. Als deshalb nach etwa drei Wochen Greiner wieder nach Sansibar fahren mußte, um die inzwischen angekommene Schwester Marie Rentsch abzuholen, brachte er einen Aufseher — Suet —, der Arabisch und Suaheli sprach und bald eine treue Hilfe ward, und einen Zimmermann mit, um ihre beiden Zimmer einigermaßen in Ordnung zu bringen und dann die Vorbereitungen zum Bau eines großen, gesunden Missionshauses zu treffen. Das war freilich ein saures Stück Arbeit, denn der Zimmermann hatte keine Ahnung von der Handhabung europäischer Werkzeuge, und die eingebornen Suaheli, welche den Maurern als Arbeiter zur Hilfe gegeben wurden, zeigten sich als sehr arbeitsscheu. Bei ihren geringen Bedürfnissen liegt ihnen nichts am Verdienst, und wenn sie wenige Pesas (1 Pesa gleich $\frac{5}{4}$ Pfennige) in der Tasche haben, laufen sie wieder fort. Solange sie aber da waren, war die unausgesetzte Anwesenheit Greiners notwendig, um sie anzutreiben und ihnen zu zeigen, wie mit Vorteil zu arbeiten sei. Konnte er nicht persönlich gegenwärtig sein, so sank in der Regel die Arbeitsleistung auf den vierten Teil herab. Besonders zum Tragen des Bauholzes vom Strande auf die Höhe waren sie sehr unlustig, und es wurde deshalb die Beschaffung eines Ochsenwagens ins Auge gefaßt.

Da der Präsident der Ostafrikanischen Gesellschaft Dr. Peters, welcher mit dem Sultan wegen des Ankaufes der ganzen östlichen Ecke von Dar-es-Salaam in Verhandlung stand, versprochen hatte, für die Anlage des Missionsgehöftes jeden von Greiner gewählten Platz der

Mission zum Ankaufspreise zu überlassen, hatte er vorläufig ein $\frac{1}{4}$ Stunde von der Stadt am Ende eines Euahelidorfes liegendes Grundstück (Schamba) ausersuchen, das dem Abdallah bin Said gehörte, etwa 25 Morgen groß, mit schattigen Mangobäumen, einigen Affenbrotbäumen und alten, zierlichen Kokospalmen geschmückt, nach allseitigem Urtheile der beste und gesundeste Platz in und um Dar-es-Salaam, eben jene Halbinsel Naks el Madschul (Haupt des Eingangs), die wir schon bei der Einfahrt kennen lernten. Ein großer Vorteil ist das, daß nach den Mittheilungen des königlichen Regierungsbaumeisters Hoffmann, der kürzlich dort war, in nächster Nähe ein sehr fruchtbares Stück Land von gegen 800 Morgen für billigen Preis angekauft werden könnte, falls die Missionsstation genügend erweitert werden sollte, um die Kosten für ihre Unterhaltung selbst aufzubringen. Der Deutsche Konsul in Sansibar ward gebeten, mit dem dort wohnenden Eigentümer zu verhandeln. Um nach Abschluß der Verhandlungen sofort mit dem Bau beginnen zu können, wurde nach und nach das schwerzubeschaffende Material besorgt. Mangobäume wurden gekauft, gefällt und von den Ästen befreit, die gutes Brennholz für das deutsche Hospital in Sansibar lieferten, aber überall mußte Greiner selbst zum Rechten sehen und die Anweisungen erteilen. Dem Zimmermann mußte er zum Behauen die Kanten abschnüren, zum Brettersägen mußte er selbst das Gestell herrichten, und wie lange dauerte es, bis der Zimmermann und gar erst die Arbeiter nach geradem Striche sägen lernten! Später kamen noch andere Zimmerleute hinzu, von denen einer wegen Trägheit entlassen und ein anderer wegen Betruges vom Wali verhaftet wurde — und doch mußte der geplagte Mann bald oben, bald unten die Säge, die aus der Richtung gekommen war, wieder zurechtrücken, bald fehlt

an der Säge ein Stück Eisen und der Suaheli-Schmiedemeister erklärte, ohne Greiners Hilfe könne er nichts machen. Dieser geht hin, aber niemand ist in der Werkstatt als der Geselle, der, trunken von Palmwein (Pembo), arbeitsunfähig ist; nach etlichen Tagen wiederholt er den Besuch und zeichnet dem am Ausatz erkrankten Meister die Form vor; der aber nimmt Steinkohle statt Holzkohle und verbrennt das Eisen, muß darum ein zweites machen. Stundenlang weilt der Missionar in der Werkstatt und benutzt die Zeit, um den beiden tief in die Sünde verstrickten Handwerkern auch seelsorgerisch nahezukommen. Auch in anderer Weise suchte er diese Seite seiner Missionsthätigkeit zu pflegen. An den Wänden seiner Wohnung hingen Sprüche in schöner, arabischer Schrift: »Wirf dein Anliegen auf den HErrn!« »Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid!« »Glaube an den HErrn Jesum Christum!« Als der Wali einst sein Wohlgefallen an diesen Sprüchen äußerte, fragte er auch nach arabischen Büchern und hatte seine besondere Freude an dem schön eingebundenen Neuen Testamente, aus dem er dann 1. Kor. 15 und andere Stellen mit lauter Stimme vorlas. Ein andermal kam der Hindu Ali und wollte von Jesu hören. Die Vorlesung und Erklärung von Matth. 5 machte ihm große Freude. Zur Beschaffung des Gebälkes sollte eine Expedition mit zwei gemieteten Holzbarken ausgerüstet werden nach Simbranga, dem nördlichen Teile jenes Rufidjideltas, dessen gesundes Bauholz wir oben bereits erwähnten. Aber welche Mühen und Kosten würde das verursacht haben! Ein ganzer Monat wäre darüber hingegangen, zehn Tage zur Hinfahrt, zehn zur Rückfahrt, zehn Tage zum Einkaufen, Fällen und Zurichten. Es wurde deshalb mit Freuden begrüßt, als ein Araber sich kontraktlich verpflichtete, das nötige Gebälk von dort zu

besorgen. Und nun die Steine! Wohl werden sie auf einer der nahen Koralleninseln gebrochen und auf Barken aus Land gebracht; aber regelmäßige Lieferanten giebt es nicht. Da gilt es immer aufpassen und rasch den Kauf abschließen, ehe die indischen Händler kommen, sie mit Beschlag belegen und sich dann das doppelte dafür bezahlen lassen. Herr Leue gab deshalb den Rat, Steine von den alten, zerfallenen, herrenlosen Gebäuden zu nehmen, aber die Indier suchten den Wali zu bestimmen, dies zu verbieten, und so mußte es unterbleiben. Der Rask mußte aus den Korallensteinen gebrannt und mit gleichen Theilen Sand und Lehm zu Mörtel verbunden werden. Vorzüglicher Lehm fand sich auf dem Grundstück selbst, aber unter einer acht Fuß tiefen Sandschicht. Wir können uns wohl denken, wie sauer alle diese Arbeit von früh bis spät manchmal dem treuen Manne werden mußte, galt es doch oft über hundert Arbeiter zwölf Stunden lang in der tropischen Sonnenglut zu beaufsichtigen. Manchmal trat ihm in den schlaflosen Nächten die Arbeit als fast unsausführbar vor die Seele, und die Versuchung zum Verzagen war groß, noch dazu wenn er an das in der Heimat am Scharlach daniederliegende Söhnlein dachte. Und wenn wenigstens die Körperkräfte stets frisch geblieben wären! Aber wie bald mußte er es erkennen, auf welchen Fieberposten er gestellt war! Alle deutschen Herren bekommen beinahe regelmäßig nach acht- oder vierzehntägigem Aufenthalte das Fieber bald stärker, bald schwächer. Wenige Wochen nach seiner Ankunft mußte er den lieben Baumeister Wolff begraben, jenen treuen, gewissenhaften Mann, von dessen Sachkenntnis die Mission um so mehr Unterstützung erwarten durfte, als er, einem Pfarrhause entstammend und selbst Gottes Wort zugethan, inneres Interesse an solcher Arbeit des Reiches Gottes hatte. Wegen der beschränkten Räumlichkeiten in

dem Usagarahause, dem Stationsgebäude der Gesellschaft, hatte Herr Wolff eine Zeitlang in einem Zelte geschlafen, das in der Stadt zwischen den Häusern, wo der Boden reichlich mit Unreinigkeiten getränkt ist, auf einem Grasplatze aufgeschlagen war. Bei dem bedeutenden Feuchtigkeitsniedererschlage der Nacht und der Hitze des Tages konnte das böse Sumpffieber — die Ärzte nennen es das perniciöse Gallenfieber — nicht ausbleiben. Der Patient ward ins Haus zurückgeschafft, doch zu spät, es trat bald Bewußtlosigkeit ein. Noch am frühen Morgen des 1. August, als Greiner ihn abermals besuchte, äußerte Herr von Bülow, der die ganze Nacht zur Pflege bei ihm gewesen, Hoffnung auf Genesung, als der Tod rasch eintrat. Hände und Füße wurden kalt; der Puls zitterte langsam; tief atmend bewegte sich die Kinnlade bei jedem Atemzuge auf und ab. Es war gerade noch Zeit, das Vaterunser zu beten und den Segen über den Sterbenden zu sprechen; nach 6 Uhr morgens stand die Lebensuhr still. Wie es in den Tropen, wo die Verwesung so rasch eintritt, notwendig ist, ward schon am denselben Nachmittage um 4 Uhr das Begräbniß festgestellt. Die deutsche Flagge auf dem Stationshause und die rote des Sultans wehten Halbmaß; der Eingang zum Hause ward mit Palmenzweigen geschmückt, der in Eile roh gezimmerte Sarg schwarz ausgeschlagen und mit der deutschen Flagge bedeckt. Sämmtliche Araber der Stadt standen im vollen Waffenschmucke vor der Thür des Hauses. Wegen 4½ Uhr setzte sich der Trauerzug in Bewegung. Ein Soldat schlug auf einer Negertrommel den gedämpften Trauerwirbel; ihm folgten der Unteroffizier Abdallah mit den Askaris (Stationssoldaten) in Uniform und voller Kriegsausrüstung. Nun kam die Leiche, welche auf einer Bahre von acht Snahelis getragen wurde; hinter dem Sarge ging Greiner im geistlichen Ornat, neben ihm

Herr von Hafe mit dem Ordenskissen und die andern deutschen Herren, hinter ihnen Diener und die übrigen in deutschen Diensten stehenden Schwarzen, hierauf der Vertreter des Wali und andere vornehme Araber, die Schar der Sultanssoldaten in geschlossenem Zuge und zuletzt die ganze männliche Bevölkerung von Dar-es-Salaam. Der Zug bewegte sich langsam und feierlich durch die Straßen und am Hafen entlang dem Palmenhaine hinter dem alten Sultansschlosse zu, wo unter einem mächtigen Mangobaume das Grab aufgeworfen war. Dasselbe war rings von einem Kranze von Palmenzweigen und Bananen umgeben, wobei die Front nach dem Wasser offen gelassen war. Greiner hielt eine kurze, aber ergreifende und inhaltsreiche Ansprache über Psalm 39 mit der Mahnung: »Herr, lehre doch mich, daß es ein Ende mit mir haben muß und mein Leben ein Ziel hat und ich davon muß!« — »Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden!« Dann gaben die Stationssoldaten auf Kommando des Herrn Leue drei vorzüglich gefeuerte Salven ab, worauf die Araber unter fürchterlichem Geprassel auch ihre Flinten wiederholt lösten. Die Feier schloß mit dem Vaterunser und Segen, sowie mit dem letzten »Fahrtwohl!« der deutschen Herren, welche dem Verstorbenen die üblichen drei Hände voll Erde in das Grab nachsandten, eine Feier, welche ein schönes Zeichen des friedlichen Zusammenlebens der deutschen Kolonie mit der dortigen Bevölkerung war.

Und wie im Gesellschaftshause ein Herr nach dem andern erkrankte, so wurden auch Greiners Angehörige bald genug von dem bösen Fieber gepackt, so daß er oft genug todmüde von des Tages Last und Hitze in der Nacht noch Frau und Nichte pflegen mußte. Wesentlich trug dazu die Ungesundheit ihres Hauses bei. Die unbewohnten Erdgeschoßräume hatten nur eine Thür, aber

keine Fensteröffnungen. Von dort führt eine Treppe in die oberen Zimmer. Wenn in der Nacht nun unten die Hausthür geschlossen war, dann stiegen die Ausdünstungen, die sich aus dem feuchten Sandboden im unteren Raum sammelten, durch den Treppengang nach oben, bis derselbe später vermauert wurde. Bei heftigem Regen drang das Wasser überall durch die Fenster, weil in den Tropen des so nötigen Luftzutritts wegen Glasscheiben nicht zur Verwendung kommen und man nur Salouficeen zum Schutze gegen die Sonne hat. Anfangs August mußte Frau Greiner sich legen und bekam ein sehr starkes, jedoch regelmäßig verlaufendes Wechselfieber mit Schüttelfrost, Hitze über 40 Grad und Schweiß. Wenige Tage darauf folgte die Nichte, so daß der arme Mann nun selbst die Küche versorgen und dabei Krankenwärterdienste thun mußte. Sowie die Hitze eintrat, legte er alle 30 Sekunden nasse Umschläge auf die Stirn und Schläfe, wobei dem kühlen Wasser etwas Essig zugesetzt ward. Er selbst hielt sich am längsten aufrecht, nahm des Morgens ein Seebad und erfrischte sich in großer Ermüdung an der köstlichen Kokosmilch. Nachher hat das Fieber ihn selbst freilich oft gar sehr gequält, und auch körperlich müde und matt gemacht. Aber ob auch gar manchmal Greiner am Rande des Grabes stand, so blieb er doch inmitten aller Not und Sorgen getrost und unverzagt, weil er sich an Gottes Wort und Verheißungen hielt. Da lagen die Wurzeln seiner Kraft. »Vete und arbeite!« — »ora et labora!« das war auch seine Losung. Man hat in jüngster Zeit sich wohl darüber gestritten, ob in der Missionsarbeit nicht das Wort umzukehren sei in »labora et ora!«. Die Frage, was wichtiger sei — das Veten oder das Arbeiten — wird erst dann gelöst werden können, wenn jemand die Frage beantwortet hat, ob zur Erhaltung des irdischen Lebens

das Atmen oder das Essen wichtiger sei. Eins thun und das andere nicht lassen: beten, als wenn kein Arbeiten hülfe, und arbeiten, als wenn kein Beten hülfe — so haben es rechte Missionsarbeiter stets gehalten. So auch Greiner. Jeden Morgen und jeden Abend hat er die Seinen zum Hausgottesdienst versammelt um Gottes Wort und zum Gesang der schönen deutschen, christlichen Lieder mit Begleitung eines Harmoniums. Jeden Sonntag hat er für seine Hausgenossen und die Deutschen, die daran teilnehmen wollten, in seiner Wohnung oder gelegentlich auch im Usagarahause öffentlichen Gottesdienst in deutscher Sprache gehalten und nachher auch noch für seine Bauhandwerker und Arbeiter in Suaheli. Das war zugleich der Anfang seiner eigentlichen Missionsarbeit, das Pflügen des Senfkornes in der Verborgenheit, das richtiger war, als wenn er ohne die feste Grundlage einer geordneten christlichen Häuslichkeit sofort planlos als Missionar in die Wildnisse der Heidenwelt aufgebrochen wäre.

Eine wesentliche Erleichterung war es, daß der Vorstand der Deutsch-Ostafrikanischen Missionsgesellschaft gegen Ende des Jahres 1887 den Lehrer Gobau Desta, früher mit Greiner Missionar in Abessinien, sowie den Diakon Karpinski, früher in Karlshof in Ostpreußen, und im Juli 1888 Bruder Krämer aus dem Berliner Missionshause entsenden konnte, letztere beiden zur Hilfe in der Wirtschaft und beim Bau, jenen zur Begründung einer Schule, da der englische Generalkonsul der Mission acht Sklavenkinder übergeben hatte, die zwei eingefangenen Sklavenschiffen entnommen waren. Leider waren auch diese beiden Brüder viel krank, namentlich Gobau Desta, der später seinen Posten wieder verlassen mußte. Bruder Karpinski wäre einmal beinahe verunglückt beim Einsturz der Decke in der Sultansruine, als man

dort Steine holte. Auch eine Krankenpflegestation hatte der Deutsche Frauenverein für Krankenpflege im Anschluß an die Mission errichtet und mit zwei Pflegerinnen besetzt, die freilich auch oft genug selbst gepflegt werden mußten. Die Früchte des Fleißes zeigten sich allmählich. Mit der Hühnerzucht ging es gut vorwärts. Der Garten mit seinen 180 Bananenstauden stand schön. Die Wege waren geordnet. Tausend Kokosnüsse waren gesteckt, Orangen- und Bananenkerne gesät, um die jungen Pflanzen noch vor Jahresfrist in die Schamba zu versetzen. Auch der Baumwollensamen ging gut auf, und die Bananen, Ananas, Tomaten und Baumwollenspflanzen schienen zu wettsiefern, welche wohl zuerst die größten im Garten sein würden. Das Ackerland ward umgegraben und mit Mais, Bohnen und Süßkartoffeln (Miasfi) bestellt; bald darauf Rutzvich angeschafft, Rühe und Zugochsen, Schafe und Ziegen. Der Dünger in Verbindung mit dem stets Feuchtigkeit anschwitzenden Sandboden ermöglichte jährlich zwei Ernten. Auch mit europäischen Sämereien wurden Versuche angestellt. — Kurz, man konnte das Ganze wohl eine Musterplantage nennen, an der auch der Generalkonsul, wenn er kam, seine Freude hatte. Auch ein Brunnen ward hergerichtet, da das Wasser in den unreinlichen Löchern und Brunnen, aus welchem dasselbe gewöhnlich geschöpft wird, zu schlecht war. Die Hoffnung, das so vorzügliche Grundstück am Eingang des Hafens zu erwerben, schien fehlschlagen. Der Besitzer machte Schwierigkeiten, und der Sultan von Sansibar bot statt dessen ein Stück bisher unkultivierten Landes gegen 50 Maria-Theresienthaler jährliche Miete auf 100 Jahre an. Da gab es viele Verhandlungen hin und her, und von Postverbindungen war damals noch keine Rede. Zunächst mußte eine Gelegenheit auf einer Dhuu gesucht und der Kapitän willig gemacht werden, den Brief

mitzunehmen. Gelang dies nicht, dann mußte ein besonderer Bote acht Meilen nach Bagamoyo gehen, da dort eine etwas regelmäßigere Verbindung mit Sansibar war. Endlich ward der Wali am 27. November aufgefordert, die Grenzen des besagten Grundstückes zu zeigen, da übergab er zu freudigster Überraschung doch das so sehr erwünschte Grundstück des Abdallah Ben Said. Am 10. Dezember konnte Greiner mit Lob und Dank den Pachtvertrag in Sansibar unterzeichnen und dem neuen Eigentum den schönen Namen »Immanuelkap« beilegen. Denn »Eigentum« darf man es wohl nennen, da seitens des Sultans bis zum Jahre 1988 der Pachtvertrag un kündbar ist und bis dahin die Mission die Berechtigung hat zu vollständiger Ausnützung des Grundstückes durch »Bauen, Pflügen, Säen und Verpflanzen«. Bei dem jetzt erfolgten Übergange der Küste an das Deutsche Reich dürfte überdies der Pachtvertrag wohl bald in einen Kaufvertrag umgewandelt werden.

Nun konnte man mit dem Bau wirklich beginnen. Der Brunnen machte viele Mühe, weil eine 3 Meter tiefe Schicht Korallenfelsen zu durchgraben war, leistete aber gute Dienste, namentlich nachdem in dem Brunnenhäuschen eine Wasserhaspel und zwei gemauerte Badelassins angebracht waren und durch das starke Ausschöpfen beim Bau das ursprünglich salzige Wasser zu gutem, süßem Trinkwasser wurde. Dann wurde ein kleines Holzhäuschen, mit Kokoszweigen (Makuli) bedeckt, hergestellt, um Handwerkszeug, Hobelbank und vorrätigen Kalk vor Sonne und Regen zu schützen, später ein Ökonomiegebäude, Stall nebst Heuspeicher und Trockenboden zum Aufhängen von reifen Maiskolben. Eine Baumschule, sowie ein freundlicher Garten mit Versuchsbeeten für europäische Sämereien ward angelegt, in dem Stangenbohnen, Salatrüben, Treibgurken, Wassermelonen, Rettig

und Radieschen vorzüglich gediehen, während Zwiebeln, Karotten und Erbsen sich nicht akklimatisieren zu wollen scheinen.

So kam das liebe Weihnachtsfest heran. Bruder Karpinski schneiderte fleißig auf der Handnähmaschine Kleider zurecht für die kleine schwarze Kolonie. Als dieselben vorläufig nur zum Anproben dieselben zum erstenmale anziehen durften, klatschten sie voll Freude in die Hände und riefen einander zu: »Wasungu, Wasungu!« — nun sind wir Europäer! Der Wali schenkte eine Last (60 Scheffel) Bananen, gar köstliche Früchte, so groß wie Birnen, so süß wie Feigen. Ein Weihnachtsbaum wird herbeigeht — freilich keine heimische Tanne — und mit Zitronen geschmückt, Frau Greiner kauft etwas Wachs und gießt es ohne Modell, nach abessinischer Weise, zu kleinen Kerzen, einige Bilder und Verzierungen werden aus Papier geschnitten — und auch den lieben Missionsleuten wird ganz weihnachtlich zu Mute im fernen Lande — wenn auch Eis und Schnee fehlt, und sie bei 26° R im Schatten — es ist ja jetzt die heißeste Jahreszeit — tüchtig schwitzen müssen.

Und nun gar die kleinen Schwarzen! Als der Lichterbaum brannte und sie vor demselben, geschmückt mit ihrem neuen, festlichen Anzuge, standen, da glänzten ihre Augen voll Seligkeit! Welch ein Wechsel! Vor wenigen Wochen noch schmachtend unter der furchtbaren Peitsche der mohamedanischen Sklavenhändler und jetzt sich sonnend in dem hellen Lichte barmherziger Christenliebe. Da standen sie, die kleinen Leidensgefährten Karl, Emil und Max, die erst vor wenigen Monaten durch jenen Sklavenhändler Mohammed von anderen Arabern zusammengekauft waren und auf einer Dhau nach Pemba gebracht werden sollten, als aus Furcht vor einem verfolgenden englischen Kriegsschiffe die Araber sich ins Meer stürzten, um schwimmend

die Küste zu erreichen, und die Sklaven nach Sansibar gebracht wurden, zunächst zum »großen Herrn« (dem Generalkonsul) und dann zum Teil in das deutsche Spital, zu der »großen Frau« (Schwester Marie), von wo Bruder Karpinski sie nach Dar-es-Salaam brachte. Sie gedachten der vorigen Zeiten und der fernern Heimat. Den armen Karl, dem die Eltern in Urambo (zehn Meilen nordwestlich von Tabora) schon früh gestorben waren, hatten die Soldaten des Unterhäuptlings an sich genommen; aber als einst der fünfjährige Knabe sich verließ, da kamen die arabischen Küstenleute und lockten ihn mit allerlei schönen Versprechungen in das hoch umzäunte, benachbarte Araberdorf und schleppten ihn mit 150 anderen, in ähnlicher Weise geraubten Kindern und etwa 20 erwachsenen Sklaven, die in Ketten geschmiedet waren, zwei Monate lang nach Bagamoyo. Emil, den seine Eltern im fernern Ujufuma, nicht weit vom Viktoria Nyanza, Rahunha nannten, und Max, der früher Marokobuda gerufen wurde, gedachten an ihre »Mama« — so nennen auch die schwarzen Kinder ihre Mutter — und ihres Vaters, der Ackerbau und Viehzucht trieb. Hatten sie auch in ganz niedrigen Hütten gewohnt, die mit Erde und Gras bedeckt waren, hatten auch die Leoparden und Hyänen gar manches Kalb und manche Ziege geraubt, jede schwache Stelle im hohen Holzzaun flug erspähend, hatte auch der Löwe, über den Zaun wegspringend, sich manche Beute geholt, sie hatten doch die Eltern gehabt und wurden von namenlosem Weh erfaßt, als sie eines Tages, der eine mit Gewalt, der andere mit List, in die Hände der Menschenräuber fielen. Auch dem Anton, der im Elternhause Mwana Cheno hieß, war es ähnlich gegangen. Er war, wie Karl, aus Usambo, wo er seine Freude hatte an der auf einem Berge schön gebauten Residenz des Königs mit ihrem lebendigen Zaune von hoch-

gewachsenen Gummibäumen — und an dem Rauschen des Flusses Igombe, dessen Salz von den Händlern gegen Getreide und Ziegen umgetauscht wird. Da hatten die feindlichen Wassuhuma*) den Ort überfallen, das Vieh weggeführt, die Menschen aber zu Gefangenen und Sklaven gemacht. Ähnlich war es dem Souhoro (David) aus Ulbafu und Faruji aus Kirua, der Mbura (Luise) aus Sukuni und Amiamez (Niese), die von ihrem Geburtslande nichts mehr wußte, gegangen. Und nun waren sie bei den Weißen, vor welchen sie sich so sehr gefürchtet, denn die arabischen Sklavenhändler hatten ihnen gesagt, daß sie Menschenfresser seien und, wenn sie in ihre Hände kämen, würden sie gut gefüttert werden, damit ihr Fleisch schmackhafter werde. Was sie aber bis jetzt erfahren, das hatte alle Furcht vertrieben, ihre Herzen waren froh geworden, und sie hatten sich untereinander gesagt: »Die weißen Leute essen doch kein Menschenfleisch!« Sie schauten mit strahlenden Augen auf ihren neuen Vater und ihre neue Mutter, in einem noch nie gesehenen Lichterglanze, und ob sie auch nicht völlig verstanden, was das alles bedeuete, eins wußten sie, sie waren frei und glücklich und ahnten vielleicht schon etwas von der wahren Weihnachtssonne, zumal als nun mit den Klängen des Harmoniums die herrlichen Pieder ertönten: »O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!« »Ehre sei Gott in der Höhe!« und zum Schluß: »Ich bete an die Macht der Liebe,« das Lieblingslied Bruder Karpinskis, welches er schon so oft mit seiner Trompete im Walde und auf dem Wasser hatte ertönen lassen. So war Weihnachten noch nie gefeiert

*) Die Bewohner von Wassuhuma. Die meisten Ländernamen Ostafrikas beginnen mit »U«; zur Bezeichnung der Bewohner wird das »U« in »Wa« verwandelt.

worden in Dar-es-Salaam, der Stätte des Friedens, die doch in vollem Sinne erst durch den Frieden in Christo zu solcher werden kann. Bei einer Flasche guten Moselweines, die eine liebe deutsche Familie in Sansibar gespendet, blieb man noch lange beisammen, dankbar zurückblickend auf alle die so reichlich erfahrene Gnade und hoffnungsreich der Zukunft entgegensehend.

Mit Beginn des neuen Jahres 1888, das dem deutschen Vaterlande so namenloses Weh bringen sollte und für die junge deutsche Kolonie so verhängnisvoll ward, ging man mutig und kräftig weiter ans Werk. Die riesigen Affenbrotbäume, deren Holz gänzlich wertlos ist — nicht einmal zum Verbrennen tauglich, wurden auf dem Bauplätze, wo sie im Wege standen, mit großer Mühe ausgerodet und der Bau eines Holzhauses von 12 Meter Länge und 6 Meter Breite begonnen, zunächst zur Werkstatt, später zum Stall bestimmt, und die fünf Suahelihütten, die auf dem Grundstück standen, für 30 Rupien (42 Mark) gekauft, nachdem man zuvor 250 Mark dafür gefordert hatte.

Die Böschung am Hafen entlang ward mit Gras und Klee besäet und mit einer lebendigen Hecke umgeben, der ganze Abhang des Hügels aber mit Bananen bepflanzt, zum Teil so groß, daß vier Mann an einer zu tragen hatten, der Hof mit einem Gehege von Granatäpfeln eingefast, und die Schamba selbst ward für Mais, Baumwolle, Kokossbäumchen und anderes nutzbar gemacht. Am 16. Juli ward mit drei Hammerschlägen im Namen des dreieinigen Gottes der Grundstein zu dem großen Missionshause gelegt; die schwarzen Kinder stimmten fröhlich mit ein in die Gesänge der Großen: »Ich habe nun den Grund gefunden,« »Alles, was Odem hat, lobe den Herrn!« »Nun danket alle Gott!« und bald darauf konnte man das inzwischen als Wohnung eingerichtete

Ökonomiegebäude beziehen, das doch viel gesunder war, als das bisher bewohnte teure Indierhaus. Der Bau des Hauptgebäudes mit den beiden Seitenflügeln war schwierig, weil es an gutem, festem Baugrunde fehlte. Diesem Mangel mußte deshalb durch die Breite der Grundmauern möglichst abgeholfen werden; 70 Centimeter hoch wurde das Hauptfundament $1\frac{1}{2}$ Meter breit gelegt, darauf kamen $1\frac{1}{2}$ Meter hoch die 1 Meter breiten Grundmauern, und dann erst der eigentliche Bau. Anfangs Dezember war der untere Stock fertig, und nun ging es ans Balkenlegen. Diese Balken (Boritis), etwa 15 Centimeter im Geviert, werden in geringen Zwischenräumen nebeneinander gelegt. Es ist äftiges, schweres Mangroveholz, das so leicht nicht von den weißen Ameisen angegriffen wird. Auf diese Boritislage wird nun, einige Dezimeter stark, ein Gemenge von Korallenbrocken und Mörtel gelegt und im Takte mit Gesang festgestampft. So entsteht nach oben eine Art Cementfußboden. Nun ging es mit den Hauptmauern hurtig in die Höhe, und in wenigen Monaten hofften die Missionsleute singen zu können: »Der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest.« (Psalm 84, 4.) Doch der Mensch denkt, und Gott lenkt.

Beim Bau war nun alles soweit geordnet, daß der Missionar selbst es wagen durfte, anfangs Februar einen kleinen Ausflug ins Innere zu machen, um sich nach einem geeigneten Orte zur Anlage einer zweiten Missionsstation umzusehen. Für Greiner war vorher ein Esel angeschafft, der im lustigen Trabe ihn schon manchmal am Tage von der Wohnung zur Schamba und wieder zurückgetragen hatte. Auch der hatte freilich schon Krankheitsnot gebracht, und in Ermangelung eines ordentlichen Tierarztes — ein Suahelidoctor hatte das Übel nur verschlimmert — mußte der Missionar in

Meyers Konversationslexikon sich Rat holen. Ob auch die Hände ungeübt waren und chirurgische Instrumente fehlten, so war doch der für nötig erachtete Schnitt gelungen, der Esel geheilt und konnte nun der muntere Begleiter der Reisegesellschaft sein. Um 3 Uhr nachts ging es in fröhlichster Stimmung fort, bei herrlichstem Mondschein, mit acht Trägern, Sued als Dolmetsch und Koch, und schon 1/2 8 Uhr war man auf den Höhen von Bugu, wo die Ostafrikanische Gesellschaft eine Station angelegt und der römisch-katholische St. Benediktorden aus Bayern eine Niederlassung von acht Mönchen und vier Nonnen gegründet hatte. Auch sie hatten unter der Ungunst des Klimas schwer zu leiden; ein Missionar war schon gestorben, ein zweiter mußte in die Heimat zurückkehren, und der dritte lag fast immer krank; auch eine der vier barmherzigen Schwestern erlag dem Fieber. Herr Leue, der tags zuvor angekommen war, saß gerade mit dem Präfekten der römischen Missionare beim Frühstück. Um 11 Uhr wurde Kiserawe erreicht und als außerordentlich günstig für eine neue Arbeitsstätte erachtet: humusreicher Boden mit starkem Vegetationstrieb, gutes, reichliches Wasser, gute Luft, vorzügliches Bauholz, Reichtum an Steinen und eine zugängliche Bevölkerung — sie nennen sich Saramo. Der Boden wird nicht behackt, sondern wenn Gras, Dornen und Gestrüpp abgehauen und verbrannt sind, sofort besät, wie dies auch im Sudan üblich ist. Die weiße Ameise, die allen Holzbauten so gefährlich ist, andrerseits aber auch für Lockerung des Bodens vorzügliche Dienste leistet, kommt hier wenig vor. Mohogo, der bis zwei Meter hohe Stengel mit seinen kohlrabiähnlich schmeckenden Wurzeln, und Bataten, die süßen Kartoffeln, gedeihen hier oben vorzüglich; doch würde auch jede andre Kultur, die den Europäern besser zusagt als diese beiden Gewächse, große Zukunft

haben. Ein Abstecher nach Kora, westlich, und nach dem kleinen See Sungui im Süden, mit reizender Umgebung, lieferte weniger günstige Resultate, weil die Gegenden zu sumpfig sind; aber die Leute konnten sich gar nicht satt sehen an dem Weißen und seinem Esel und riefen sich zu: »Freut euch, der unser Land in Ordnung bringt, ist nun gekommen!« In Kora gab es eine ergötzliche Szene. Es war große Gerichtsversammlung, in welcher Anklage, Verteidigung und Richterspruch in künstlichem Redenspiel singend vorgetragen wurden und beim Eintritt Greiners der Ankläger, der eben seine Rede oder vielmehr seinen Gesang begonnen hatte, erklärte: »Wenn wir solche Persönlichkeiten als Zuhörer bekommen, kann es leicht geschehen, daß ich den Faden verliere.« Unterwegs hatten nach einer Rast unter dem Schatten eines Baumes die Träger, die sich im nächsten Weiler wohl ihren Durst zu sehr mit dem berausenden Palmwein gelöscht hatten, den Esel losgemacht, ohne ihn am Baume festzuhalten. Bruder Langohr aber benutzte die günstige Gelegenheit, in Freiheit sich seines Lebens zu freuen, und rannte in gestrecktem Galopp drei Stunden weit in ein Dorf, wo alles in wilder Flucht sich in Sicherheit zu bringen suchte vor dem unheimlichen, noch nie gesehenen Tiere mit dem Leder auf den Rücken, unter dem Angstgeschrei: »Ein Löwe, ein Löwe!« Endlich fingen die Träger das Tier wieder ein, brachten es zu seinem Herrn zurück, und dieser hielt nun gegen Abend seinen Einzug in Kiserawe, um am andern Tage mit den Häuptlingen wegen Überlassung eines von ihm gewählten Platzes für die neue Station zu unterhandeln. Die drei Häuptlinge hielten Rat und forderten 60 Rupien (84 Mark), und man trennte sich auf baldiges Wiedersehen. Es kam freilich auch hier anders! Nochmals: Der Mensch denkt, und Gott lenkt!

Sechstes Kapitel.

In Krieg und Frieden.

Am 15. August 1888 sollte für Ostafrika eine neue Zeit anbrechen. Die gesamte Küste, die am 28. April vom Sultan von Sansibar deutscher Verwaltung zugesprochen war, sollte nun den Beamten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft übergeben werden.

In Dar-es-Salaam hatte der Vertreter der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, Herr Leue, die Sache genügend vorbereitet. Durch den Kadi (Ortsrichter) setzte er sich mit der arabischen Bevölkerung in Verbindung, und es gelang ihm, nicht allein eine Anzahl arabischer Soldaten, sondern selbst den Akida Salami und andere Würdenträger für die deutsche Herrschaft zu gewinnen. Nur der Wali (Statthalter des Sultans) blieb widerspenstig. Er erklärte die Briefe des Sultans für gefälscht, verweigerte die Annahme der Schriftstücke der Generalvertretung und drohte Herrn Leue mit Gewalt an der Übernahme der Verwaltung hindern zu wollen. Zwei Tage vor der Flaggenhissung kam ein Vertrauter mit der Botschaft: »Der Wali wird schießen lassen!« worauf Herr Leue erwiderte: »Dann werden wir wieder schießen, und du weißt, wir schießen nicht schlecht!« Die Spannung stieg immer mehr, und wer weiß, ob es nicht schon am 16. Aug. zum Kampfe gekommen wäre, wenn nicht die Ankunft Sr. M. S. »Olga« dieser Frage ein Ende gemacht hätte.

Als das Schiff einlief, verschwand der Wali und ließ sich auch in der nächsten Zeit nicht mehr sehen. Die Flaggenhissung und Übernahme der Verwaltung verlief ganz ruhig. Die Bevölkerung schaute aus ehrfurchtsvoller Entfernung der Feierlichkeit zu, an der sich außer den Stationsleuten nur die Deutschen beteiligten. Eine halbe Stunde später kamen alle Indier und ein großer Teil der Araber in festlicher Kleidung, um Herrn Xue Glück zu wünschen, während die sehr vergnügungssüchtige schwarze Bevölkerung die gute Gelegenheit nicht vorbegehen ließ, ohne ihrer Begeisterung durch nächtelangen Tanz und Lärm Lust zu machen. Kaum hatte aber die »Olga« einige Tage darauf den Hafen verlassen, als der Wali zurückkehrte und sich der Herrschaft wieder zu bemächtigen suchte. Die Sachlage war um so gefährlicher, als er nicht allein auf seine »Wiroboto«, sondern auch auf die Aufseher und etwa 300 Sklaven der Sultansplantagen rechnen konnte, während Herr Xue ihm nur mit wenigen Arabern und Soldaten gegenüber stand, die er selbst herangebildet, um sie in Pugu, der vier Meilen entfernten Station der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, als Polizeitruppe zu verwenden. Von dort hatte er sie zurückgezogen und aus Bootsleuten und Arbeitern auf 20 Mann verstärkt, um wenigstens seinen ersten Anordnungen einigen Nachdruck verleihen zu können. Es traf sich glücklich, daß in jenen Tagen auch der Sohn des durch den Sultan von Oman verjagten Sultans Schihiri in Hadramant mit etwa acht seiner Vandsleute, tapfern Arabern, in den Dienst der Deutschen trat und mit den nötigen Mauerbüchsen ausgerüstet ward. Schon in den nächsten Tagen wollte der Wali seine Macht zeigen und ließ einige Anhänger der Deutschen einsperren; Herr Xue aber ließ sofort das Gefängnis, die Araberkaserne und sonstige öffentliche Gebäude von seinen Soldaten

mit aufgespflanztem Seitengewehr besetzen und verbot dem Wali bei Todesstrafe, sein Haus zu verlassen. Dem Radi Mohammed Bin-Seliman nebst seinen Leuten übertrug er die Polizei und befahl ihm, die Straßen frei zu halten. Der Energie desselben gelang es, die unruhigen Wiroboto, die sich zusammengerottet hatten, zu entfernen und die Bevölkerung einzuschüchtern. Unter den Gefangenen, die zum größten Teile gar nichts verbrochen und als Geißeln monatelang im Gefängnis geschmachtet hatten, befand sich auch ein Elfenbeinhändler. Um sich dankbar zu beweisen, veranlaßte dieser die Waniamwesi seiner Karawane, mit Weibern und Kindern durch Tanz und Spiel und den dazu gehörigen Lärm Herrn Leue seine Hochachtung zu bezeugen. Dem kam dies Ereignis sehr gelegen, da ganz Dar-es-Salaam daran teilnahm und der Vorgang als eine freundliche Demonstration der ganzen schwarzen Bevölkerung aufgefaßt wurde. Selbst der Wali schien einzusehen, daß es mit seinem Einflusse zu Ende gehe, und er erklärte, er wolle seine Askari (Soldaten) bei den Deutschen einschreiben lassen. Wiewohl der Radi warnte, ließ Herr Leue sie kommen, um ihnen sein Vertrauen zu zeigen. Die sämtlichen Maskat-Araber erklärten sich mit dem Atida Salamini dazu bereit, während die Wiroboto unter großem Getöse abzogen. Der Wali ließ sich öffentlich nicht mehr sehen, wühlte aber im stillen weiter und suchte die Araber gegen die Deutschen aufzuheizen, bis nach Entdeckung eines Waffendepots bei ihm das Deutsche Konsulat ihn auf Herrn Leues Bitte entfernen ließ.

Die Verwaltung des Bezirks wurde nun in Angriff genommen, das Zollwesen organisiert, ein Gerichtshof unter Vorsitz des Radi und unter Oberaufsicht der Deutschen eingerichtet. Handel und Wandel fingen an sich zu heben; die Bauthätigkeit in der Stadt entwickelte

sich erfreulich, da der Baugrund unentgeltlich angewiesen wurde. Vier der reichsten Indier fingen an, sich große, zweistöckige Häuser zu bauen. In den Küstenortschaften wurden überall die beliebtesten und mächtigsten Leute als Richter und Vertreter der Deutschen Gesellschaft eingesetzt, während zur Regelung des Zollwesens nach Kiffidju und Kifunha zuverlässige Leute als Zollbeamte gesandt, zugleich mit der geheimen Überwachung der dortigen Unterwalis betraut wurden. Man gewann großes Zutrauen zu der deutschen Verwaltung, und niemand dachte daran, sich gegen diese unzufrieden zu äußern. In Dar-es-Salaam wurde ein großer Zollschuppen gebaut, ein Zollamt eingerichtet und die Verwaltung mit Hilfe des wackeren Zollbeamten Herrn Borenstein so zweckmäßig eingerichtet, daß an Zollgeldern in einem Monate fast die Hälfte von der Summe eingenommen ward, die der Sultan in einem ganzen Jahre aus Dar-es-Salaam erhalten hatte. Die Dienstleistung der arabischen Soldaten und die Haltung der Bevölkerung war tadellos; es herrschte tiefste Ruhe im ganzen Bezirk, und alle Dinge nahmen ihren regelrechten und sachgemäßen Verlauf. Schon trug sich Herr Leue auf Anregung der Indier mit dem Gedanken an die Einrichtung eines Postverkehrs und eines großen Marktes unter polizeilicher Überwachung, an den Bau von Straßen und die Anlage einer Karawanseeraie in großem Stile, als plötzlich allen diesen schönen Plänen ein unerwartetes Ende bereitet wurde. Eines Tages in der Mitte des September bat Mandoa, der Diener des Herrn Leue, denselben, er möge doch nicht allein spazieren oder auf die Jagd gehen: es sei an der Küste nicht mehr geheuer; das Volk erzähle sich, die Araber wollten alle Deutschen todt schlagen, und er traue dem Wali und seinen Wiroboto in Dar-es-Salaam auch nicht. Einige Tage später kam

der Radi und der Indier Amiji Musaji mit ernsten Mienen und brachten die Nachricht, daß in Tanga und Sangani der Aufstand bereits ausgebrochen sei.

Schon seit der Gründung des Kongostaates wurden sich die Araber allmählich der Bedeutung dieser neuen staatlichen Bildung für die Entwicklung der Geschicke Afrikas bewußt und faßten aus Furcht, von den christlichen Kulturmächten eingeeengt zu werden, den Plan, die Europäer zu vertreiben.

Nach einem einheitlichen Plane kam im Sudan der Stein bekanntlich mit großem Erfolge ins Rollen, denn Europäer und Ägypter wurden von allen Punkten verdrängt. Auch südlich vom Kovuma am Nhassassasee thaten sich die dort ansässigen arabischen Esklavenhändler zusammen, um dem Fortschreiten der Civilisation Halt zu gebieten. Sie blockierten die englischen Missionsstationen und die Stephensonstraße, welche jenen See mit dem Tanganika verbindet, errichteten ein wohlverpallisadiertes, mit einem kugelsicheren Turme versehene Fort und trozten den Angriffen der englischen, durch Eingeborene verstärkten Streitmacht. Leider hatte man ihnen von Europa aus die Mittel dazu gewährt durch reichliche Einfuhr von Waffen und Pulver. Von Sansibar allein wurden jährlich etwa für 50 000 Maria-Theresiathaler Waffen eingeführt. Der Grund dieser Feindseligkeit der Araber gegen die europäischen Mächte liegt nicht in religiösem Fanatismus. Die arabischen Händler sind in religiöser Hinsicht lau und machen im Innern von Afrika nicht Propaganda für den Islam, denn sie würden dadurch ihren Esklavenhandel selbst schädigen, weil nach dem Koran ein Mohammedaner nicht als Esklave verkauft werden darf. Vielmehr ist es lediglich das Bewußtsein, daß, wenn die Europäer in Afrika festen Fuß fassen, ihnen die Quelle ihres Reichtums, der Esklavenhandel, genommen wird. Es

ist ja bekannt, von welcher furchtbaren Bedeutung derselbe ist. Jährlich wird etwa eine Million Sklaven an die Küste gebracht, und doch erreicht nach Livingstones Berechnungen von fünf eingefangenen Sklaven nur einer das Ziel; die übrigen kommen unterwegs jämmerlich um. In dem Gebiete zwischen der Küste und den Seen im Norden bis nach Uganda und Unioro haben sie es verstanden, trotz ihrer geringen Zahl — Gerhard Rohlfs rechnet 2500, andere bis 5000 — die Häuptlinge ihren Zwecken nutzbar zu machen. Nach dem Abschlusse des Küstenvertrages bewerkstelligten diese Araber einen starken Andrang nach der Küste, und es gelang ihnen, die den Deutschen an und für sich nicht feindlich gegenüberstehende Bevölkerung der Hafenplätze zu überreden, daß alle durch die Übernahme der Küste seitens der D.-D.-G. aufs äußerste geschädigt werden würden. Von Sansibar aus wurde das Feuer noch mehr geschürt; dort wurden die Gläubigen immer fanatischer an ihre Pflicht erinnert, die »Christen« mit Feuer und Schwert auszurotten, und den Pflichtgetreuen reicher Lohn im Paradiese verheißen. So entstand der Plan, gleichzeitig über alle Europäer herzufallen, welche sich dieser Gefahr gegenüber nicht genügend geschützt hatten. Bei der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft fehlte es am nötigsten; man hatte nicht einmal genug Gewehre, um die Polizeimannschaften des Bezirkschefs zu bewaffnen, und der einzige Küstendampfer der Gesellschaft war klein und schwach.

In Pangani hatte der Wali, ein böswilliger, ränkefüchtiger Charakter, zuerst sich den Befehlen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft widersetzt und gegen die Flaggenhissung Widerspruch erhoben. Als aber am 16. August Sr. M. Kreuzer »Möwe« ein Schreiben des Sultans brachte, in welchem unter Androhung der Festnahme dem Wali die Weisung gegeben ward, der Gesellschaft Gehorsam zu leisten, gab er nach und erklärte,

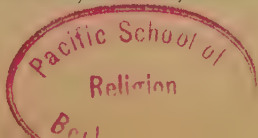
den Bezirkschef der Gesellschaft als seinen Vorgesetzten anerkennen zu wollen. Am 17. ging die Flaggenhissung in Gegenwart aller angesehenen Einwohner ruhig von statten; die »Möwe« lichtete am Nachmittage die Anker und kehrte nach Sansibar zurück. Kaum hatte aber das Kriegsschiff die Rhede von Pangani verlassen, so wurde der Wali wieder rebellisch. Er erklärte bestimmt, er werde den Verfügungen des Bezirkschefs nicht nachkommen, und veranlaßte auch die Soldaten, ihm den Gehorsam zu verweigern. Die Lage war also wieder die gleiche wie vor der Landung der »Möwe«, als am 18. Aug. Sr. M. S. »Carola« von Bagamoho kommend, vor Pangani erschien. Der Kommandant derselben, Korvettenkapitän v. Raven, schickte am folgenden Morgen unter einem Kapitänleutnant ein Landungscorps, um den Wali aufzuheben; doch war es demselben gelungen, nach Sansibar zu entfliehen, und die Askaris wurden ohne Kampf entwaffnet. Eine Wache von 2 Unteroffizieren und 16 Mann blieb zurück bis zum 23., wo sie ohne Bedenken von der »Möwe« wieder zurückgeholt werden konnte. Der Eindruck des Eingreifens der kaiserlichen Marine schien ein nachhaltiger zu sein; die geflohenen Einwohner kehrten in ihre Wohnungen zurück und gingen wieder an ihre gewohnten Beschäftigungen.

In den nächsten Tagen blieb das Einvernehmen zwischen den Angestellten der Gesellschaft und den Einwohnern ein gutes; es wurden Gerichtssitzungen unter Zuziehung von angesehenen Eingeborenen gehalten, und die Zollerhebung ging ohne Schwierigkeit von statten bis zum 3. Sept. Da erschien eine Dhau mit einer für Karawanen bestimmten Ladung von etwa 1000 Fäßchen Pulver, und der Bezirkschef verbot wegen des noch immerhin unsicheren Zustandes das Löschen der Fracht. Am nächsten Morgen sollte das Pulver wieder nach Sansibar zurückgehen,

aber in der nächsten Nacht drangen Araber auf die Dhau, bemächtigten sich mit Gewalt des Pulvers und rüsteten damit die Bewaffneten aus, welche vom 4. September ab in Massen aus dem Hinterlande in die Stadt strömten. Vom folgenden Tage ab blieb Herr von Zelowshy mit den übrigen Deutschen eingeschlossen; Lebensmittel durften ihnen nicht verkauft werden; die Gesellschaftsflagge wurde vom Stock heruntergenommen und zerrissen, und nachts legte man ein Vorhängeschloß an die Hausthür. Unterdeß hatte Herr Bohnen, der Generalvertreter der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in Sansibar, beschlossen, selbst nach Pangani zu gehen, und kam auf dem Sultansdampfer »Barawa« am Nachmittage desselben Tages vor der die Einfahrt des Flusses veriperrenden Barre an. Als er mit einem offenen Ruderboote landen wollte, wurde er zuerst vom rechten Ufer aus angerufen und gewarnt, nicht weiterzufahren, »weil in Pangani Krieg sei«. Trotzdem wurde die Fahrt fortgesetzt, bis plötzlich in geringer Entfernung von der Stadt 30 bis 40 Bewaffnete das Boot stellten und nach dem Namen des Schiffes, von dem es kam, fragten. Auf die Antwort, es sei »die Barawa des Sultans« Seyhid Khalifa, schrie der Volks- haufe: »Wir kennen hier keinen Seyhid Khalifa mehr«, und begann auf das Boot zu feuern. An Landen war unter solchen Umständen nicht zu denken, und man kehrte unverrichteter Sache an Bord der »Barawa« zurück. Am nächsten Morgen aber erschien doch ein Abgesandter an Bord mit der Aufforderung, wenn Herr Bohnen einen Auftrag habe, möge er nur in die Stadt kommen. Hierauf wurde nicht eingegangen, sondern der Generalchef der D.-O. S. fuhr nach Sansibar zurück und bat den Generalkonsul Michahelles, bei dem Sultan die sofortige Entsendung von 150 Mann regulärer Soldaten zur Wieder-

herstellung der Ruhe in Pangani zu erwirken. Dies geschah. General Mathews, der Oberbefehlshaber der Sultanstruppen, landete am Nachmittag des 8. September, wurde, da er allseitig bekannt war, von den Aufständischen mit Jubel empfangen, geleitete die Deutschen an ein Boot, das sie sicher an Bord der »Barawa« brachte, warnte aber Herrn Bohnen vor jedem Versuche, an Land zu kommen, da die Gärung in der Stadt eine sehr bedenkliche sei und ein anderer Europäer außer ihm den Ort ohne Lebensgefahr nicht betreten könne. — Es gelang ihm, die Ruhe wiederherzustellen und die Bevölkerung zur Niederlegung der Waffen zu bewegen. So schien anfangs alles gut zu gehen; dann aber berief ein in der Nähe von Pangani ansässiger Araber, namens Buschiri, seinerseits eine Versammlung auf sein Landgut, und von dem Tage an schlug die Stimmung gegen den General um. Die Araber begannen ihm als Christen auszuweichen. Sein Haus wurde Tag und Nacht von Bewaffneten umringt, und er wäre ermordet worden, wenn nicht seine Soldaten ihn mit ihrem eigenen Leben beschützt hätten. Er mußte deshalb am 23. unverrichteter Sache mit denselben nach Sansibar zurückkehren. — Unter allseitigem Einverständnis wurde nun beschlossen, vorläufig das Zollwesen im Auftrage der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft durch Parji oder Bnder besorgen zu lassen, die Verwaltung und Gerichtsbarkeit aber einem einheimischen Wali zu übertragen, bis die Verhältnisse die Rückkehr der Gesellschaftsangestellten gestatten würden.

Auch in Tanga entbrannte der Aufstand. Als am 5. September die »Möwe« in den Hafen einlief und gegen Abend ein Boot mit unbewaffneten Mannschaften ans Land schickte, um Erkundigungen einzuziehen, wurde dasselbe plötzlich vom Ufer aus mit Flintenschüssen empfangen und mußte deshalb bei hereindringender Dunkelheit



unverrichteter Sache zurückkehren. Am folgenden Morgen wurden zwei mit bewaffneten Mannschaften besetzte Boote abgeschickt und das Schiff selbst zum Gefecht klar gemacht. Wieder wurden sie von den versammelten Volkshaufen mit einem Hagel von Kugeln empfangen, darum ließ Freiherr von Erhardt, der Kommandant, einige Granaten vom Kriegsschiffe aus auf die Angreifer werfen und die Revolverkanonen feuern. Trotz der verheerenden Wirkung der Geschosse hielten die Tangaleute am Strande aus und setzten ihr Schießen auf die nahenden Boote fort, glücklicherweise ohne Schaden anzurichten. Als die Boote am Ufer anlangten, stellte die »Möwe« ihr Feuer ein, das Landungscorps griff mit blanken Waffen an, und nach kurzem Kampfe flohen die Schwarzen aus der Stadt hinaus. Die beiden Beamten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, Herr von Frankenberg und Herr Klenke, wurden unverfehrt gefunden und lehnten das Anerbieten, auf der »Möwe« sich nach Sansibar in Sicherheit zu begeben, aus Pflichtgefühl ab, weil sie ohne besonderen Befehl des Generalvertreters der Gesellschaft ihre Station nicht räumen zu dürfen glaubten. Erst am folgenden Tage kam die »Möwe« mit solchem Befehle des Herrn Vohsen zurück, und sie schifften sich auf dem inzwischen auch angekommenen Admiralschiffe »Leipzig« ein. Der Wali von Tanga aber wurde später in Sansibar auf Antrag des Deutschen Generalkonsuls verhaftet.

Auch in Bagamoyo war am 23. September ein feindlicher Angriff auf die dortigen Vertreter der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft geschehen, so daß infolge ihrer Notsignale der Admiral Deinhard von der gerade dort befindlichen »Leipzig« ein Landungscorps ans Ufer schickte. Die Eingeschlossenen wurden befreit, die Angreifer mit einem Verluste von 100 Mann zurückgeschlagen und das Gesellschaftshaus einstweilen militärisch besetzt. Später

wurde Sr. M. S. »Sophie« dort stationiert und erhielt die Ordnung aufrecht. Baron von Gravenreuth aber, der Vorsteher der Station, ließ das Haus noch mehr befestigen, sowie das Vorterrain rasieren und verfolgte die Gegner, die etwa 800 Gewehre hatten, mit vier deutschen Herren, zwei Kanonen, 36 Sultanssoldaten, 25 schwarzen Bediensteten und etwa 30 bewaffneten Sklavenreicher Araber bis zur Kinganifähre bei Mtoni, wo man die deutsche Flagge heruntergerissen und die Soldaten der Gesellschaft ermordet hatte.

In den südlichen Häfen schien zunächst alles gut zu gehen. Der Wali von Mikindani ordnete sich willig dem deutschen Herrn von Bülow unter, und beide führten die Verwaltung in bester Harmonie. In Lindi erwarb sich der Bezirkschef Herr von Eberstein große persönliche Beliebtheit und unterhielt auch mit den Häuptlingen des noch wenig bekannten Hinterlandes gute Beziehungen. Zwei Sultane boten ihm sogar Leute an, falls er angegriffen werden sollte. Drei besonders widerwillige und unruhige Araber schickte er nach Sansibar, ohne durch solche Maßregel Unruhen hervorzurufen. Er warb Schwarze als Soldaten an und veranlaßte die Zurückberufung der unbotmäßigen Irregulären des Sultans. Kilwa (Quiloa Kiwindje) machte mehr Sorge. Die Stadt war schon von früher übel berüchtigt, und die unruhige Bevölkerung, welche teilweise aus Sklavenhändlern der niedrigsten Gattung bestand, hatte schon unter Seyhid Vargash einen Aufstand versucht. Trotzdem schien auch in Kilwa alles gut gehen zu sollen, und die Bezirkschefs gaben sich der Hoffnung hin, falls die Ruhe nicht gestört würde, erheblich größere Einnahmen zu erzielen als früher, da sie eine Reihe von Mißbräuchen aufgedeckt und abgestellt hatten. Aber wie in den nördlichen Häfen, so wurde bald genug auch an der Südküste des deutschen

Interessengebietes von jenem Centralpunkte am Rhassasee aus das Signal zum Aufruhr gegeben.

Im letzten Drittel des September strömten Tausende von Bewaffneten vom Südufer des Rovuma kommend nach Mikindani, und erklärte der Wali den Deutschen, mit denen er im besten Einvernehmen stand, er könne sie einem derartigen Andränge gegenüber nicht schützen. Auf seinen Rat bestiegen die beiden Angestellten eine Dhau, die zeitweise aus einem Dorfe in der Mikindanibucht beschossen wurde, und entwichen nach Norden, bis sie in Kilwa von Sr. M. Kreuzer »Möwe« aufgenommen wurden.

Als die Scharen der Aufständischen gegen Lindi heranzogen, rückten ihnen die in der Stadt befindlichen arabischen Soldaten entgegen, angeblich um sie zurückzuschlagen. In Wirklichkeit wurde zum Schein viel Pulver verschossen, beide Parteien machten gemeinsame Sache, und die Sultanstruppen kehrten zurück mit der Nachricht, sie könnten gegen die Übermacht der Feinde nichts ausrichten. Sie hielten Herrn von Eberstein, den Bezirkschef, unter strenger Überwachung, um nicht zu sagen Gefangenschaft, und er entnahm aus Gesprächen derselben, daß sie ihn in Ketten den herannahenden Aufständischen auszuliefern beabsichtigten. Nur mit genauer Not konnte er durch die Unterstützung eines wohlgesinnten Arabers, den er in aller Form zu seinem Vertreter ernannte, in einem offenen Ruderboote entfliehen, sich auf eine vorübersegelnde Dhau retten und unter mancherlei Fährlichkeiten endlich gleichfalls nach Kilwa an Bord der »Möwe« gelangen.

In Kilwa sammelten sich 15 000 Rebellen und stellten durch ihre Führer den deutschen Angestellten eine Frist von 48 Stunden zum Verlassen der Stadt. Als der Bezirkschef, Herr Krieger, die Forderung verweigern zu müssen glaubte, zogen die Anführer in eine Moschee

und schworen den »Christenhunden« den Tod. Am 21. begannen die Feindseligkeiten; die Deutschen wurden mehrere Tage belagert und beschossen und hatten leider keine Möglichkeit sich der am 21. eingelaufenen »Möwe« bemerklich zu machen. Am 24. wurde Herr Krieger beim Abgeben von Signalen tödlich getroffen, sein Amtsgenosse desgleichen. Inzwischen war ein angesehenere und mit den Küstenverhältnissen vertrauter Araber im Auftrage des Sultans nach den Küstenplätzen geschickt, um durch persönliche Einwirkung auf die einflussreichen Persönlichkeiten die Bevölkerung über die Verhältnisse der Gesellschaft zum Sultan aufzuklären und zur Beruhigung der Gemüther beizutragen. Als dieser Gesandte — Nasr bin Soliman — auf der »Barawa« in Kilwa erschien, wurde er mit Schüssen empfangen und ihm zu verstehen gegeben, daß der Sultan nicht mehr als Herrscher anerkannt würde, weil er das seinem Vater durch freiwillige Abtretung überlassene Land den Deutschen verkauft habe. Die Häuptlinge der Eingeborenenstämme des Hinterlandes, denen vorher die Küste gehörte, wollten ihren früheren Besitz wieder an sich nehmen und keinen Europäer dulden. Nach zweistündigem Aufenthalte mußte er sich an Bord des Dampfers zurückbegeben, weil er bei der in der Bevölkerung herrschenden Aufregung nichts hatte ausrichten können.

So schien an der ganzen Küste die Macht der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft zusammenzubrechen.

Nur in Dar-es-Salaam war es bisher noch ruhig geblieben. Am 23. September war auch dorthin der Vertraute des Sultans gekommen, um die Bevölkerung zu beruhigen und zu diesem Zwecke eine Volksversamm-

*) Nach einem Drahtbericht vom 22. November aus Sansibar sind die Mörder jetzt gefunden und hingerichtet.

lung einzuberufen. Herr Leue erwiderte, einer solchen Beruhigung bedürfe es gar nicht, in Dar-es-Salaam sei alles in bester Ordnung, und die Berufung einer solchen »Barasa« gehöre überdies ihm. Da der Araber sich ausweisen konnte, daß er im Einverständnis mit der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft und im Auftrage des Sultans komme, so mußte Herr Leue sich freilich fügen und die Würdenträger der Stadt zu einer Versammlung in dem Gerichtssaale des Stationsgebäudes einladen. Sie war außerordentlich zahlreich besucht, während von deutscher Seite der Bezirkschef allein daran teilnahm. Der Araber warf Herrn Leue Strenge und Ungerechtigkeit vor, verlangte das Einziehen der Gesellschaftsflagge und die Rückgabe der Verwaltung an einen neuen Wali. Herr Leue war ebenso überrascht, wie die ganze Barasa, die kaum zu atmen wagte, faßte sich aber bald und erklärte in einer energischen Rede, daß er als Herr in Dar-es-Salaam eingesetzt sei und dort bleiben werde, so lange er nicht deutscherseits abberufen werde. Der Gewalt werde er Gewalt entgegensetzen. Diese mutigen Worte bewirkten, daß die fremden Araber ganz verstört aufsprangen und sich entfernten. Kaum hatte der Sultansbote den Rücken gewandt, so kamen alle Mitglieder der Barasa zu Herrn Leue, drückten ihm die Hand und gaben ihm ihre Zustimmung zu erkennen. Von allen Dörfern kamen Abgesandte, um ihre Friedensliebe zu beteuern, und selbst aus dem Innern erschienen Häuptlinge, um ihre Freundschaft zu bezeugen; ja die Einwohner von Kisingo, meist Lamuleute und Somali, welche Schifffahrt und Holzhandel treiben, boten sogar thatkräftige Hilfe an. Dagegen war in die arabischen Askari seit der Anwesenheit des Nasr bin Soliman eine eigene Unruhe gefahren, und vor allem waren es die Wiraboto, die Sorge machten. Als endlich die feindliche Bewegung

sich zu Mordanschlägen und geheimen Verschwörungen steigerte, ließ Veue sie unter Vorbereitung zum Gefecht umzingeln und zwang sie, mit einer von ihm gemieteten Dhau nach Sansibar zu fahren. Die verdächtigen Maskat-araber, darunter auch Afida Salamini, wurden ausgewiesen, und allmählich nahmen die Dinge wieder ihren regelrechten Verlauf. Es würde auch wohl kaum ein ernstlicher Aufstand dort ausgebrochen sein, wenn nicht ein unerwartetes Ereignis dazwischen getreten wäre.

Angesichts der zunehmenden Ausdehnung der Feindseligkeiten an der übrigen Küste, mit welcher die Sklavenhändler arabischer Nationalität der Unterdrückung des Negerhandels und dem legitimen Handel der christlichen Völker mit den Eingeborenen Afrikas entgegentraten, schlug die Kaiserlich Deutsche Regierung der englischen vor, gemeinschaftlich und mit Zustimmung des Sultans von Sansibar die zum Gebiete dieses Herrschers gehörigen Küsten von Ostafrika zu blockieren, um die Ausfuhr von Sklaven und die Einfuhr von Waffen und Kriegsmunition daselbst zu unterdrücken. Um die Blockade wirksam gegen den Sklavenhandel zu machen, wurde beschlossen, daß die Kriegsschiffe der beiden Völker jedes verdächtige Fahrzeug, unter welcher Flagge es auch fahren möge — ein großer Teil der Sklavenschiffe fuhr unter französischer Flagge — durchsuchen und gegebenen Falls aufbringen sollten. Da der Negerhandel, sowie die Rüstungen und die Feindseligkeiten der Sklavenhändler sich auch auf das angrenzende portugiesische Küstengebiet erstreckten, so wurde die Ausdehnung der Blockade, mit Zustimmung von Portugal, auch auf den dieser Macht gehörigen Teil der Küste ausgedehnt, und man kam dahin überein, daß jede der drei Mächte die Küstensperre vor ihrem eigenen Interessengebiete zu besorgen habe. Die deutsche Flotte stellte 6 Schiffe, mit einer durchschnittlichen Geschwindig-

keith

keit von 13,25 Knoten (d. h. die Fahrt einer geographischen Meile in 18 Minuten). Dieselben waren mit 54 Geschützen und 1337 Mann Besatzung versehen. Die englische Flotte zählte 7 Schiffe, mit durchschnittlicher Geschwindigkeit von 11,5 Knoten (eine Meile in 21 Minuten). In der Kongokonferenz, welche im Jahre 1884 unter dem Vorsitz des Fürsten Bismarck in Berlin tagte, hatten alle beteiligten Staaten sich verpflichtet, zur Unterdrückung der Sklaverei beizutragen, die Arbeiten der Missionen, sowie die Anstalten zum Unterrichte der Eingeborenen zu begünstigen und zu unterstützen. Deshalb wurden auch jetzt alle Mächte, welche jenen Vertrag unterzeichnet hatten, aufgefordert, sich an der Aktion zu beteiligen, und Italien und Frankreich sandten infolgedessen auch einige Kriegsschiffe an die Ostküste Afrikas. Am 2. Dezember, mittags 2 Uhr, nahm die Blockade unter dem Oberbefehl des deutschen Admirals Deinhard und des englischen Admirals Fremantle ihren Anfang. Die »Sophie« zerstörte bald bei Sadani eine Anzahl verdächtiger Dhaus. Von diesen wurden die Sklaven selbstverständlich befreit. Hundert, welche Buschiri vor Bagamoyo geraubt hatte, waren auf die Vorstellung des Waniamwesihauptlings von der bei Dar-es-Salaam lagernden Elfenbeinkarawane ihren Landsleuten zurückgegeben worden. Andere 140 wurden den Missionen von Dar-es-Salaam und Pugu überwiesen. Diese Sklaven waren vorher von den Händlern aus dem Innern hauptsächlich nach Kondutschi, dem Hauptausfuhrplatze, verkauft worden, und dieser Ort erlitt durch den Wegfang der Sklavenschiffe eine bedeutende Einbuße. Die Folge davon war, daß die Ortschaften Kondutschi, Magagoni, Mjimema in einem Fehdebriefe dem Bezirkschef in Dar-es-Salaam ganz formell Gehorsam und Freundschaft aussagten und den Krieg ankündigten. Herr Leue suchte

die Kondutschileute zu überzeugen, daß ein Aufstand sich an ihnen selbst schwer rächen würde; die Kriegsschiffe würden die Stadt beschießen und verbrennen. Aber vergebens! Zwei seiner Leute konnten nur mit Mühe durch Flucht dem Tode entgehen; an anderen Ortschaften wurden seine Vertreter ermordet oder verjagt. Herr Leue verhängte deshalb, mit Erlaubnis des Deutschen Konsulates, über die Bevölkerung seines Bezirkes das Standrecht und bedrohte durch einen Erlaß, der in arabischer Übersetzung verbreitet ward, jeden mit dem Tode durch den Strang, der sich an feindlichen Unternehmungen gegen Dar-es-Salaam beteiligen würde. Für eine kurze Zeit half dieses; aber die Lage blieb im höchsten Maße gefährlich. Fortwährend hörte man von Mordanschlägen und war, sobald man das Haus verließ, niemals seines Lebens sicher. Schließlich kam es zu kleinen Gefechten mit den Aufständischen, wobei es hier und da einen Verwundeten absetzte.

Mitten in diesen Ängsten saß Missionar Greiner mit Frau und Nichte, mit Gehilfen und Handwerkern, sowie mit den befreiten Sklaven, die sich zum Teil recht gut zur Arbeit anließen, auf »Immanuelstap«, besetzt von dem heißen Wunsche, baldigst das unter so vielen Mühen und Sorgen begonnene Missionshaus zu vollenden, wenn auch in der einen Hand Hammer und Mauerkelle und in der andern das Gewehr — und selbst am ganzen Leibe voller Beulen wie ein armer Lazarus. Gar manchmal mußten die Missionsleute wegen der zu großen Unsicherheit über Nacht auf dem im Hafen liegenden Sultansschiff »Barawa« bleiben, und im Oktober mietete Herr Greiner auf Rat des Deutschen Generalkonsuls für 14 Tage eine Sicherheitsbarke, um jeden Augenblick Dar-es-Salaam verlassen zu können. Am 13. Dezember teilte ihm Herr Leue mit, Buschiri, die

Seele des Aufstandes, rücke gegen Dar-es-Salaam, und er solle das Missionsgehöft in Verteidigungszustand setzen oder in das Haus der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft kommen. Ersteres war freilich sehr schwer, da alles noch im Bau begriffen war, aber doch wollte er nicht ohne weiteres sein Eigentum verlassen, erbat sich 4 Flinten mit 40 Stück Patronen und schrieb in sein für den Vorstand seiner Missionsgesellschaft bestimmtes Tagebuch: »Sollten wir in diesen Wirren unser Leben einbüßen müssen, so wird der Herr das Herz seiner Kinder lenken, daß sie sich gern unseres Söhnleins annehmen werden.« Schwer ist es, in fortwährender Todesgefahr zu stehen, aber schwerer, in solchen schweren Zeiten das einzige geliebte unmündige Kind mehr denn 1000 Meilen entfernt zu wissen. So kam wieder das Weihnachtsfest heran. Es war schwer, in die festliche Stimmung zu kommen, denn es gingen neue Gerüchte von Krieg. Die Aufständischen wollten diese Nacht einen Überfall machen und alles morden. Aber im tiefsten Innern wohnte der Friede, und die treuen Missionsarbeiter ließen sich die gewohnte, liebliche Feier nicht rauben. Flinten und Patronen wurden zunächst zurechtgelegt und dann ein kleiner Mangobaum als Christbaum im Hofe aufgestellt und des scharfen Nordostmonsuns wegen eine kleine Hütte darüber gebaut, die nach der Mitte des Hofes an der geschützten Seite offen war. Der Baum hatte wenig Kostbares aufzuweisen, aber warf um 7 Uhr in der finstern Tropennacht seine hellen Strahlen auf die Schar von 80 Schwarzen, die im Halbkreise umherstanden, ein Sinnbild des Lichtes, das da gekommen ist, zu erleuchten die Heiden. Zur Linken des Baumes standen die Schüler in festlichen Gewändern, zur Rechten die Missionsleute. So etwas hatten die Leute noch nicht gesehen. Den Arbeitern,

Zimmerleuten und Maurern, sowie den befreiten Sklaven ward ein Festmahl bereitet. Die kleinen Schwarzen, welche vor Jahresfrist zum erstenmal, eben erst den Händen der Unholde entrissen, noch ohne Verständniß den hellen Richtenbaum angestaunt hatten, sangen nun schon selbstständig mit Begleitung des Harmoniums die schönen Weihnachtslieder; zwei Knaben sagten in Suahelisprache die Weihnachtsgeschichte her; der Hausvater erklärte in arabischer Sprache die Bedeutung der Festlichkeit, und Sued, der arabische Aufseher, übertrug die Worte in die Suahelisprache. Die Bescherung war freilich dürftig genug, und doch war der Gedanke erhebend, zum erstenmal die Christnacht auf eigem Grund und Boden zu feiern. Eben saß alles, solche Gedanken weiter spinnend, gemütlich um den hellleuchtenden Baum, da fielen plötzlich Schüsse. Alles greift nach den Gewehren und lauscht auf jedes Geräusch in der Umgebung. Dann wird's wieder still, und um Mitternacht legt man sich endlich zur Ruhe, Leben und Eigentum der Obhut des treuen Gottes befehlend. Der erste Festtag bricht an, und alles stimmt ein in den Lobgesang der Maria: »Meine Seele erhebet den Herrn, und mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilandes,« und in schlichter Festpredigt wird das Wunder der Weihnachtsgeschichte betrachtet. Die folgenden Tage gehen hin unter immer wieder auftauchenden Gerüchten vom Herannahen der Raubmörderbanden. In der Nacht wechselt sich Greiner mit seinen Gehilfen ab im Nachtdienst. Gearbeitet konnte wenig werden, denn die meisten Bauleute hatten sich geflüchtet. Die wertvollsten Sachen werden zusammengepackt, und sehnüchtig schaut man aus nach der Ankunft der deutschen Flotte und dem Landen von Schutztruppen. Auf den Straßen sieht man keinen Menschen; Dar-es-Salaam ist eine gänzlich verlassene Stadt. In der Nacht zum 31. Dezember

kommt plötzlich Leutnant Frommel und bringt die Missionsleute auf einem Boote nach dem gleichfalls am Hafen liegenden Stationshause, während Sued und Musa zur Bewachung des Missionsgehöftes zurückbleiben. Am Morgen schien alles wieder ruhig, und man ging auf die Plantage (Schamba), um mit den Skaven zu arbeiten. Aber kaum war der Kaffee getrunken, so begann das Schießen von neuem. Ein Boot von der »Möwe« bringt Greiners Familie in Sicherheit. Skaven und Vieh werden den Strand entlang ins Walihaus getrieben und die weißen Herren vom Kommandanten ersucht, im Hause der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft bei der Verteidigung behilflich zu sein. So mußten zu allem die Missionare auch noch Soldaten werden! Als die Thüren eben geschlossen waren, rückte der Feind heran — es waren Kilwaaraber und aufrehrerische Suahelihäupter — zog sich aber auf das erste Feuer wieder zurück. Am Nachmittage mußte, trotz der drohenden Gefahr, für Vieh und Menschen von der Schamba Nahrung geholt werden. Die erste Stunde des neuen Jahres begann mit einem heftigen Gewehrfeuer vom Dache des Deutschen Gesellschaftshauses, da eine Bande versuchte, aus dem Gehöfte des Walihauses das dort untergebrachte Vieh und die befreiten Skaven zu stehlen. Doch ergriffen auch diesmal die Diebe auf die ersten Schüsse eiligst die Flucht, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Am 2. Januar zog sich der Feind zurück, und die Geflüchteten holten sich beim Bezirksschef die Erlaubnis, zurückkehren zu dürfen. Abends kehrte auch Greiner mit seiner Familie wieder in sein Heim zurück und dankte Gott für den bisherigen gnädigen Schutz, nachdem er zu Neujahr in sein Tagebuch geschrieben: »In Jesu Namen das neue Jahr begonnen; will's Gott, durch Kampf zum Sieg!« Und am 9. Januar: »Alles flieht wieder. Am Nachmittag packen wir,

damit bei einem Überfall doch wenigstens einiges gerettet wird. Wie lange werden wir noch auf diese Weise hier leben müssen? Möge Gott in Gnaden über uns wachen! Es wird ja doch endlich die Not ein Ende nehmen!« Als Greiner kurz vor Mitternacht sich eben schlafen gelegt, kam wieder Leutnant Frommel von der »Möwe«, um zu warnen und Frau Greiner nebst Nichte mitzunehmen. Denn es gingen Gerüchte, Buschiri und die Araber aus Kilwa hätten sich mit den Suaheli von Kondutsch aus aufgemacht und beabsichtigten einen nächtlichen Überfall. Greiner selbst glaubte in der Nacht das Vieh nicht verlassen zu dürfen und zum Wegtreiben desselben erst die Ebbe abwarten zu müssen, stellte seine Bettstelle in den Hof, um etwas zu ruhen, konnte aber bei der inneren Aufregung nicht einschlafen. Um $\frac{1}{2}4$ Uhr begann Bruder Karpinsky, der Gehilfe: »Herr Greiner, wir müssen baldmöglichst in Sicherheit kommen, mir hat schrecklich geträumt.« Rasch werden noch einige Koffer gepackt und auf das im Hafen liegende eigene Steinboot gebracht. Um $\frac{1}{2}5$ Uhr kam man heim Hause der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft an. Auf dem Dache wachten einige schwarze Soldaten, sonst war alles in tiefem Schlafe. Herr von Bülow öffnete das Fenster und fragte die Flüchtlinge, warum sie kämen; es sei durchaus keine Gefahr, und sie könnten ruhig zurückkehren. Es wurde deshalb wieder etwas Gepäck zurückgenommen nebst ungewaschener und halbgewaschener Wäsche, sowie solcher, die für die Bewohner von Immanuelskap und die Besatzung der Marine noch zu trocknen und zu bügeln war. Bruder Karpinsky, der die Küche zu messen pflegte, ging voraus mit den Waschfrauen — acht befreiten Sklavinnen — und dem Knaben, der das Frühstück bereiten sollte. Greiner erwartete die Rückkehr seiner Damen von der »Möwe« und wurde von einem Indier,

der sich am Strande herumtrieb, auch völlig beruhigt, so daß auch Frau Greiner bei der Ankunft in der Wohnung ruhig ihren Geschäften nachging, während ihr Mann, der schon zwei Nächte nicht geschlafen hatte und am Tage beständig an der Arbeit gewesen war, Rock und Schuhe auszog und todmüde sich ein wenig aufs Bett legte. Kaum war er eingeschlummert, da fielen zwei Schüsse ganz dicht neben oder im Gehöfte; seine Frau kam hereingestürzt und rief: »Die Kerle sind im Hof!« Während des immer heftiger werdenden Geknatters gelang es Greiner kaum in die Schuhe zu kommen, und als er mit dem Gewehr in der Hand auf den Flur tritt, tanzen die Kerle mit drei weißen, arabischen Kriegsfahnen vor dem Hause auf und ab und schießen an den Strand, wo Herr von Schönstedt bereits im Boote lag, um sich vor den Kugeln der Feinde sicher zu halten. Greiner schießt durch eine Öffnung der kleinen Umzäunung auf den nächsten Mann, der getroffen ein entsetzliches Gebrüll erhob, aber nicht fiel. Nun wurde ein fürchterliches Kugelfeuer auf Greiner und seine Damen eröffnet, und fast in demselben Augenblicke saust eine 15 Centimeter-Granate der Angreiferbande über die Köpfe weg, schlägt in das Ökonomiehaus ein und setzt es sofort in Brand. »Nun mir nach, um Gotteswillen!« ruft Greiner den Seinigen zu. »Sie schießen von der „Möwe!“ hinunter an den Strand, damit sie sehen, daß wir da sind.« Die Granaten hatten den Missionsleuten das Leben gerettet, denn die Bande zog sich zurück, weiter ins Gehöft hinein, und hatte Eile mit dem Wegtreiben des Viehes, weil es überall schon brannte. Die Nichte wollte noch dies und das zusammenraffen und hätte sich beinahe verspätet. Glücklicherweise wird das kleine, gemietete Steinboot erreicht, in welchem Herr von Schönstedt schon war. »Wo ist Bruder Karpinsky?« ruft Greiner, das immer

mehr eindringende Wasser ausschöpfend. »Hier bin ich!« tönt es von der Böschung her. »So kommen Sie schnell! Es hat Eile!« Auch einige der Kinder kommen und werden ins Boot aufgenommen. Plötzlich richten sich die Revolvergeschütze des Kriegsschiffes auf das Boot, die Kugeln schlagen rechts und links ins Wasser; eine gut gezielte geht an Greiners rechtem Ohr vorbei, verletzt der Nichte zwei Finger an der linken Hand und tötet eine Sklavin, die eben, mit beiden Händen sich anklammernd, ins Boot steigen wollte. Die Anfassen winken und werden jetzt von der »Möwe« aus erkannt. Nun richtet diese die Geschosse, über ihre Köpfe weg, auf die feindliche Schar im Missionsgehöft. Im Boot fehlten die Ruder; nur mit einem Stecken gelingt es, dasselbe vom seichten Sande ins Tiefwasser zu stoßen. Da kommen noch Sued, ein Maurer und ein Kalkbrennermeister angeschwommen, aber nur der erste kann aufgenommen werden, weil sonst das Boot gesunken wäre und alle Anfassen den sicheren Tod gefunden hätten. Das eine Hand breite Loch im Boot wird mit einem Taschentuch verstopft, aber trotz des fleißigen Schöpfens dringt das Wasser immer mächtiger hinein. Bruder Karpinski rudert mit dem Stecken, Herr von Schönstedt und Sued mit den Händen und so geht es ganz langsam vorwärts, während die Nichte, Fräulein Ringertin, über Schmerzen an der linken Hand klagt, da der Zeigefinger nur noch an einem Stück Haut hing. Endlich kommt Musa in dem eigenen Steinboot, die Steine über Bord werfend, zu Hilfe. Auch dies ist schon halb voll Wasser, weil man unter dem Donner der Geschütze versäumt hatte, das Kielwasser auszuschöpfen; doch gelang es bald, das Versäumte nachzuholen, und alles stieg, aufatmend im Gefühle der Sicherheit, in dasselbe ein. Mit den guten Rudern gelang es bald, an die »Möwe« zu kommen, wo die Geretteten freundlich

aufgenommen wurden und der Arzt die Finger von Fräulein Marie in Verband legte. Alles war durch und durch naß; Greiner hatte nichts auf dem Leibe als Hemd und Hose und mußte sich von dem Steuermann Rock und Hut borgen, während die Damen in der nassen Kleidung sitzen bleiben mußten, bis es gelang, vom Hause der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft aus den dort aufbewahrten Kisten Ersatz zu holen. Als sie sich ein wenig von dem Schreck erholt hatten, wurde es ihnen erst klar, wie ihr Leben nur an einem Faden gehangen hatte. Aus drei Gefahren waren sie durch Gottes allmächtigen Schutz wie durch ein Wunder errettet. Aber leider fehlte die Hälfte der Schulkinder. Der Knabe Karl hatte eine kleine Schußwunde in der linken Seite, Max war den Strand entlang gelaufen, glücklich den Händen der Menschendiebe entkommen und im Hause der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft aufgenommen. Zwanzig meist ältere Kinder hatten vergeblich versucht, durch eilige Flucht oder Verstecken ihrem abermaligen, traurigen Lose zu entinnen. Sie waren von der Bande eingefangen und wurden nachher wieder als Sklaven verkauft.

Während das Missionsgehöft zerstört ward, hatte sich auch um die Gebäude der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft ein heftiger Kampf entwickelt: Die ganze Stadt war ringsum von Feinden besetzt; ein Askari ward erschossen, einem Zollbeamten der Arm zerschmettert. Von den weißen Herren und den Askaris, welche eine möglichst gedeckte Stellung einnahmen, wurde das Feuer der Angreifer, die überall in den Ruinen der Indierhäuser, hinter den Mauern und auf den Dächern sich eingenistet hatten, lebhaft erwidert. Eine Kruppsche Schnellfeuertanone, von Herrn von Bülow bedient, bewährte sich gut. Die Granaten schlugen durch die Mauern, platzten in den Häusern und richteten unter den Arabern große Zer-

störungen an; aber auch diese schossen aus ihren Hinterladern vorzüglich. Hilfe von der »Möwe« war nicht zu erwarten, da dieselbe noch mit der Mission beschäftigt war und außerdem so unglücklich lag, daß sie wegen der vorliegenden Gebäude mit ihren Geschossen die Feinde nicht erreichen konnte. Gegen 10 Uhr wurde das Feuer der Araber allmählich schwächer. Von den deutschen Granaten verfolgt, flohen sie haufenweise dem Walde zu. Die menschenleere Stadt hatte während des Gefechtes Feuer gefangen und brannte im Laufe des Nachmittags vollständig nieder. Sobald das Gefecht abgebrochen war, wurden die brennenden Häuser durchsucht, aber außer einigen Blutlachen und zurückgelassenen Patronen und Pulverhörnern fand man nichts. Die befreiten Sklaven hatten sich größtenteils in das Haus der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft gerettet. Der von hohen Mauern umgebene Hof bot den Anblick eines Kriegs- oder besser Zigeunerlagers. Als der Zuzug immer größer wurde, wurden sämtliche Schwarze in dem benachbarten Walihause untergebracht. Die indischen Kaufleute waren meistens geflohen; die zurückgebliebenen hatten auf der »Möwe« eine Zuflucht gefunden und schauten von dort dem Kampfe zu.

Gegen Mittag geschah von der Marine aus eine Landung auf der Mission. Man fand sie vollkommen zerstört und ausgeraubt. In den Ställen lag ein Teil der Kühe und Esel tot in halb verbranntem Zustande, das übrige Vieh war weggeführt. Ein Gebäude nach dem andern war in Flammen aufgegangen, wobei es unentschieden blieb, ob durch die Geschosse von der »Möwe« oder von den Händen des Raubgejndels. Das Brüderhäuschen, der Hühnerstall, das Brunnenhaus, ein großer Haufen Bretter- und Balkenholz für das im Bau begriffene steinerne Haus lag in Asche. Alles Handwerks-

zeug, Haus- und Küchengerät, Kleider und Wäsche, selbst die Uhr der Frau Greiner und die beiden Eheringe — alles war verloren. Greiner schätzte den Schaden auf etwa 20000 Mark. Es war alles zerstört, was mit (unfäglicher Mühe in einem Jahre aufgebaut war. Auch die schönen Palmen waren zerstoßen oder verbrannt und alle übrigen Pflanzungen, die zu so schönen Hoffnungen berechtigten, zertreten und verwüstet.

Alle Herren nahmen den innigsten Anteil an dem schweren Lose des so überaus thätigen und umsichtigen Missionars und bewunderten den mutigen Mann, der seine Ansiedelung bis zum letzten Augenblick bebaut und bewacht hatte.

Am folgenden Morgen fielen bei Tagesgrauen wieder die ersten Schüsse. Der Feind hatte sich bei Nacht der Stadt genähert und in den Brandruinen festgesetzt, größtenteils ringsum die Bäume bestiegen und feuerte von dort in die Gallerieen, Hallen und Zimmer hinein. Die Besatzung des Hauses war durch 10 Matrosen der »Möwe« verstärkt. Diese selbst hatte ihre Lage in der Weise geändert, daß sie die feindliche Position mit einem Hagel von Projektilen überschütten konnte. Eine Granate traf einen Mangobaum, der sich sofort senkte und aus dessen Blätterdach unter gellendem Geschrei eine Anzahl der Aufrehrer herabstürzte, die indes von den übrigen sofort hinweggeschafft wurden. Gegen 9 Uhr brachen die Araber das Gefecht ab und suchten ihr Heil in der Flucht. Herrn Neues Soldaten, die sich nicht mehr halten ließen, nahmen die Verfolgung auf und gerieten noch mit einigen Trupps in ein Feuergefecht. Inzwischen schickte der Bezirkschef, der für die katholische Mission in Bugu besorgt war, einige seiner besten Leute hinauf, um die Missionare auf entlegenen Waldwegen herabzuführen. Dieselben marschierten in der Nacht zum 13. Januar ab

und kamen, vielfach verfolgt, am Nachmittage des folgenden Tages auf St. Benedikt an. Dort fanden sie die Leichen von zwei Brüdern und der Schwester Martha auf dem Hofe liegend, die Häuser der Mission ausgeraubt und abgebrannt und sämtliche Plantagen zerstört. Wie sie von Augenzeugen gehört hatten, war der Überfall am Mittage des 13. Januar geschehen, als die Brüder nach dem Essen gerade das Tischgebet sprachen. Zwei Kundschafter brachten die Nachricht, daß im arabischen Lager sich drei Brüder und eine Schwester befänden. Zwei anderen Brüdern war es gelungen zu entkommen und in der Nacht zum 15. Januar erschöpft und halb verstimmet auf geheimem Pfade nach Dar-es-Salaam zu gelangen. Pater Vonifacius, der Vorsteher des Klosters, welcher sich einige Tage zuvor in Geschäften nach Sansibar begeben hatte, war dort schwer erkrankt. Beim Hauptanführer der Araber Seliman-bin-Sef wurde angefragt, welche Auslösungssumme er für die Gefangenen fordere, worauf er zwar höflich aber sehr übermütig antwortete, die Bedingung sei die Übergabe der Station Dar-es-Salaam, worauf natürlich nicht eingegangen werden konnte. Später wurden die gefangenen Missionare an Buschiri abgeliefert und gegen Zahlung von 7000 Rupies (10000 Mark) zurückgegeben, die bei der Erstürmung von Buschiris Lager durch Hauptmann Wismann indes fast noch vollzählig vorgefunden wurden.

Das im Bau begriffene große, steinerne Missionshaus war bisher unbeschädigt geblieben, aber einige Tage später verschanzten sich 50 bis 60 Araber mit Flinten darin und beschossen eine Dhau der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, die eben ausfuhr, um einen kranken Kolonisten nach Sansibar zu bringen. Deshalb mußte der Kommandant der »Löwe«, um das Leben dieses Europäers zu retten, sich entschließen, einige Granaten in den Neu-

bau zu schicken, und so wurde auch diese große Arbeit, die über ein halbes Jahr Tag und Nacht soviel Unruhe, Mühe und Arbeit gemacht, fast völlig zerstört.

Am 25. Januar versuchten die Araber noch einmal einen Angriff, erlitten aber eine so schwere Niederlage und so große Verluste, daß sie noch in derselben Nacht ihr Lager verließen und sich zerstreuten. Damit war der Krieg bei Dar-es-Salaam beendet, der so furchtbare Verwüstungen angerichtet, in welchem sich aber alle Deutschen durch Besonnenheit, Mut und Tapferkeit ausgezeichnet hatten, aber auch die schwarzen Soldaten vollauf ihre Schuldigkeit thaten.

»Greiners Mission eingäschert!« so lautete die kurze Trauerkunde, welche der Telegraph dem Vorstande derselben gebracht hatte. Dieser veröffentlichte sie mit den Worten: »Tief betrübt aber doch nicht verzagt sprechen wir mit Hiob: „Der HErr hat's gegeben; der HErr hat's genommen; der Name des HErrn sei gelobt!“ So schnell mußte unsere liebe evangelische Mission in Deutsch-Ostafrika die Feuertaufe empfangen. Möge unsere teure Missionsgemeinde auch die Feuerprobe bestehn und zeigen, daß sie willens ist, nicht zurückzuweichen, sondern fest auf dem Plane zu sein! Wir sind es unsern Missionsgeschwistern schuldig, jetzt erst recht mit unsern Gebeten und unsern Gaben hinter ihnen zu stehn. Möge der treue HErr neue Freunde geben zu den alten, welche mit uns bereit sind, die großen Aufgaben zu lösen, welche uns gestellt wurden in der Krankenpflege, in der Kindererziehung und Arbeit an den befreiten Sklaven und in der Predigt des Evangeliums unter Weißen und Schwarzen, unter Christen, Mohammedanern und Heiden. Gott mit uns!«

Was sollten die Missionsleute nun anfangen? Greiner schrieb am 11. Jan. in sein Tagebuch: »Ich möchte jetzt

in meinem 47. Jahre, 23 Jahre in Ostafrika, wohl mit Elias ausrufen: „Es ist genug, so nimm nun, Herr, meine Seele!“ Aber solange der treue Gott das Leben schenkt, hat der arme Mensch auch seine Aufgabe. Gerade die gestrige wunderbare Errettung verpflichtet mich, darüber nachzudenken, was weiter zu thun ist.« —

Eine Wiederaufnahme des Baues war vorläufig unmöglich, weil es an Maurern und Zimmerleuten fehlte und alles Werkzeug sowie die ganze Hauseinrichtung verbrannt war. So entschloß er sich denn, zunächst die nach dem Angriff noch übriggebliebenen 40 Sklaven Sued und Musa zu übergeben und 8 Frauen als Wäscherinnen auf der Station zu lassen, selbst aber mit Familie nach Sansibar zu gehen, um etwas auszuruhen, Lebensmittel einzukaufen und das nötigste Küchengeschirr nebst einem Zelt zu beschaffen. Mit den gleichfalls mitgenommenen übrigen Sklavenkindern wurde inzwischen dort vom Bruder Krämer, der im Krankenhause stationiert war, Schule gehalten.

Später kam auch ein Teil der Sklaven nach; anfangs April aber kehrten sie auf einer Dhau unter der Leitung des Sued mit dem Indier Bafora zurück, welcher die Vollendung des Baues übernommen hatte. Greiner fand etliche Tage darauf Dampfergelegenheit zur Heimkehr, suchte sich in dem verlassenen Walihause ein Unterkommen und ging fröhlichen Mutes von neuem an die Arbeit: im Garten, in der Plantage und im Bau. Leider erkrankte seine Frau, die in Sansibar zurückgeblieben war, nachdem ihr schon früher einmal bei einer Art Schlaganfall das linke Bein und der linke Arm für eine Zeit gelähmt worden waren, in bedenklicher Weise an einer bösartigen Beingeschwulst, die mehreremals schmerzliche und gefährliche Operationen notwendig machte. Ihr Mann mußte deshalb wiederholt nach Sansibar reisen, oft genug auf den

schrecklichen langsamen Dhaus, bis sie nach Monaten endlich unter der sorgsamten Pflege des Stabsarztes Dr. König und der Schwester Asta Gräfin Blücher so weit war, daß sie, wenn auch noch immer an den Rohrstuhl gefesselt, nach Dar-es-Salaam zurückkehren und die Wirtschafft von neuem einrichten konnte. Auch die Kinder, von denen namentlich die Knaben sich immer tüchtiger in der Hilfe bei den Arbeiten erwiesen, hatte sie wieder mitgenommen. Für den geplagten Mann aber begann zu Hause alsbald wieder neue Not. Der indische Baumeister war lässig und versäumte seine Pflicht. Sued, der sonst so tüchtige Aufseher ergab sich dem Trunke und mußte schließlich entlassen werden, da alle Ermahnungen fruchtlos blieben. Auf der Schamba konnte man trotz alles Gießens nicht verhindern, daß die neugepflanzten Kokospalmen und Baumwollenstauden zum Teil verdorrten. Doch verlor er nicht den Mut. Der Schutt der abgebrannten Häuser verschwand allmählich, der Garten bekam seine alten Reize, und die Stadt fing wieder an, sich zu bevölkern und ihrem Namen Friedensstadt Ehre zu machen.

Indessen hatte sich das Deutsche Reich aufgemacht, die deutschen Interessen mit bewaffneter Hand zu schützen. Es war eine gnädige Fügung Gottes, daß, als am 30. Jan. der Reichstag die nötigen Mittel bewilligte, der Mann schon bereit stand, der zur Ausführung dieser Pläne in hervorragendster Weise geeignet schien. Hauptmann Wißmann war durch seine vielfachen Reisen mit den afrikanischen Verhältnissen völlig vertraut und besaß zugleich die nötige Weisheit und Energie, das so schwere Werk der Beruhigung des aufständischen Ostafrika mit Milde und Strenge auszurichten. Eine tapfere Schar der tüchtigsten Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften war zu dem Zwecke beurlaubt, um unter seiner

Führung den Kern einer Schutztruppe zu bilden, welche durch eine stattliche Schar von 600 Sudanesen, 100 Somalis und 100 Zulus ergänzt wurde. Mit seinem schneidigen Schwerte führte er dieselben von Sieg zu Sieg.

Schon am vierten Tage nach Eintreffen des Dampfers »Martha«, welcher die deutsche Truppen und die 100 Zulus brachte, waren die Vorbereitungen zum Beginn der Operationen gegen die Aufständischen beendet, und Wisnmann beschloß nach Verständigung mit dem Führer des Kreuzergeschwaders, Admiral Deinhard, sofort zum Angriff überzugehen. Nach den eingezogenen Erkundigungen hatte Buschiri seine Streitkräfte (800 Mann) in einem etwa 1½ Stunden von Bagamoho gelegenen, nach afrikanischen Begriffen außerordentlich stark befestigten Lager versammelt. Dasselbe war auf einem nach Norden und Süden abfallenden Höhenzuge erbaut, viereckig, jede Seite 200 m lang, mit einer verschließbaren hölzernen Thür, sowie Schützenaustritten und Schießscharten in den starken Pallsaden versehen. Am 8. Mai früh ½7 Uhr versammelte sich die ganze Truppe, verstärkt durch 200 Marinesoldaten, vor dem Stationsgebäude in Bagamoho. Jeder Mann hatte 40 Patronen, jedes der drei Geschütze 25 Schuß. Nachdem jeder Führer seine besonderen Befehle erhalten hatte, wurde der Marsch angetreten, anfangs auf einem schönen, mit Palmen und anderen Fruchtbäumen dicht bewachsenen Höhenzuge, dann durch ein schattenloses, sumpfiges, mit fast mannes Hohem Grase bestandenes Thal, während die Sonne ihre glühenden Strahlen herabsandte, kein Lüftchen sich regte und entsetzliche Dünste den zahlreichen morastigen Stellen entströmten, welche den Marsch, namentlich der Artillerie — die Kanonen wurden gezogen, die Munition getragen — außerordentlich erschwerten. Trotzdem blieb die Marschdisziplin, auch bei den schwarzen Truppen, eine gute. Endlich wurde das auf der Höhe unter

Palmen gelegene Lager Buschiris sichtbar. Auf 600 m herangekommen, schwärmte der Vortrupp unter Führung Freiherrn von Ebersteins aus, während die Artillerie (Chef Krenzler) Aufstellung in der Schützenlinie nahm, zwei Sudanesenkompanieen in Verbindung mit der weißen Schutztruppe (Chef Schmidt) einen linken Flankenmarsch nach Westen machten und der rechte Flügel (Chef von Zelewski) die Umfassung von Osten her ausführte. Die Marineabteilung (Korvettenkapitän Hirschberg) stand dicht hinter der Artillerie, und das Gros, zwei Sudanesenkompanieen (Freiherr von Gravenreuth) schob sich zwischen den ausgeschwärmten Vortrupp und den linken Flügel. In dieser Formation wurde bis auf 250 m an das Lager herangezogen. Beim ersten Sprung auf 200 m begann von feindlicher Seite das Feuer, welches nicht erwidert wurde. Als jedoch bald darauf der schon bekannte weiße Reiterfeld Buschiris vor dem Lager erschien, wurde von Wismann das Zeichen zum Beginn des Feuers auf der ganzen Linie gegeben. Das Feuergefecht wurde auf beiden Seiten ein heftiges, und im Lager trat ein schweres, mit Eisenstücken geladenes Geschütz in Thätigkeit, bis zwei gut gezielte Schüsse aus der deutschen 6 cm-Kanone dasselbe zum Schweigen brachten. Das Centrum unserer Truppen schoß sich sprungweise bis auf 100 m an das Lager heran; Schmidt und von Zelewski entwickelten ihre Flügelabteilungen gegen die Flanken. Wismann ließ das lebhafteste Schnellfeuer aus 800 Mausergewehren etwa eine Minute wirken und gab dann den Befehl zum Sturm mit aufgezplantem Seitengewehr. Die Sudanesen des Freiherrn von Gravenreuth waren zuerst an den Pallisaden, Leutnant Sulzer der erste im Lager. In der Front brachen gleichzeitig die Matrosen und die Askaris ein. Den Matrosen voraus, nicht wartend, bis Bresche gerissen war, überfloss Leutnant Schelle von Sr. M. S.

»Schwalbe« die Pallisaden und wurde im Lager tödlich getroffen. Während die Matrosen die Pallisaden soweit niedergerissen hatten, daß Mann hinter Mann eindringen konnte, war Freiherr von Eberstein mit den Askaris durch die eingerannte Thür eingedrungen, und wurde nun alles, was sich noch im Lager befand, niedergemacht. Schon vor dem letzten Schnellfeuer hatte sich ein Trupp des Feindes, etwa 400 Mann stark, außerhalb der Befestigung dem rechten Flügel gegenüber aufgestellt. Dieser Trupp zog sich nun in kleinen Abtheilungen, verfolgt von Zelewsky, nach Norden gegen den Ringani zurück. Gleichzeitig flüchteten 150 Mann aus dem Lager nach Westen, von Schmidt verfolgt. Zwei arabische, mit Koransprüchen beschriebene Geschütze, verschiedene Mausergewehre, Beludschenschwerter und arabische Messer wurden erbeutet, 2 Araber, 8 Sklaven und 20 Weiber gefangen genommen; über 100 Feinde, meist arabische Hadramautleute und Beludschener waren tot, Buschiri selbst entkommen. Leider waren auch deutscherseits nicht unbedeutende Verluste zu beklagen. Der Sieg war teuer erkauft, aber nicht zu teuer, denn es war gelungen, Buschiri lahmzulegen.

In den darauf folgenden Wochen gelang es, die Hauptorte der Auführer an der nördlichen Küste zu gewinnen und die Schuldigen zu bestrafen. Im September trat Wismann seine große Expedition in das Innere an, um die Zerstörer der Station Mpuapua zu züchtigen und die Karamanenstraße nach den großen Seen wieder dem Verkehr zu erschließen. Auch auf diesem Zuge hielt Gott der Herr schützend seine Hand über unsern Vandsleuten und ihren schwarzen Begleitern, und sie kehrten im November glücklich an die Küste zurück. Am 15. Dezember gelang es endlich, den grausamen Rädelshörer der Rebellen, Buschiri, gefangen zu nehmen und ihm in der Verurteilung zum Tode durch den Strang den wohlverdienten

Lohn seiner Schandthaten zu geben. Und nun ging's weiter nach dem Süden, auch da ward eine Stadt nach der anderen von den Auführern gesäubert und geordneter deutscher Verwaltung zurückgegeben, wobei besonders die Offiziere und Mannschaften der Kreuzerfregatte »Karola« und des Kreuzers »Schwalbe« sich durch »Unererschrockenheit, »Kaltblütigkeit und »Ausdauer« hervorthaten. Kapitänleutnant Benzler und Leutnant zur See Barguis wurden vom Kaiser durch Verleihung von Orden ausgezeichnet.

Als Wismann im Mai 1890 zu seiner Erholung ins Vaterland kam mit dem Bewußtsein, die ferne deutsche Kolonie im Frieden zurückgelassen zu haben, und als sein Kaiser ihn ehrte durch die Erhebung in den Adelsstand und die Beförderung zum Major, da jubelte ihm mit Recht das deutsche Volk entgegen. Nun kehrt Major von Wismann wieder zurück nach Afrika. Die friedliche Verwaltung des von ihm wiedergewonnenen Theiles von Deutsch-Ostafrika übernimmt ein neuer Gouverneur, Freiherr von Soden, der sich in Kamerun so vorzüglich bewährt hat; er selbst aber zieht durch das Innere nach Westen, um in Verbindung mit Emin Pascha an den Küsten der gewaltigen Seen deutsche Ordnung herzustellen und mit den von Freunden ihm geschenkten Kriegsdampfern dem arabischen Sklavenhandel, dem Fluche Afrikas, mit Gottes Hilfe den Todesstoß zu geben.

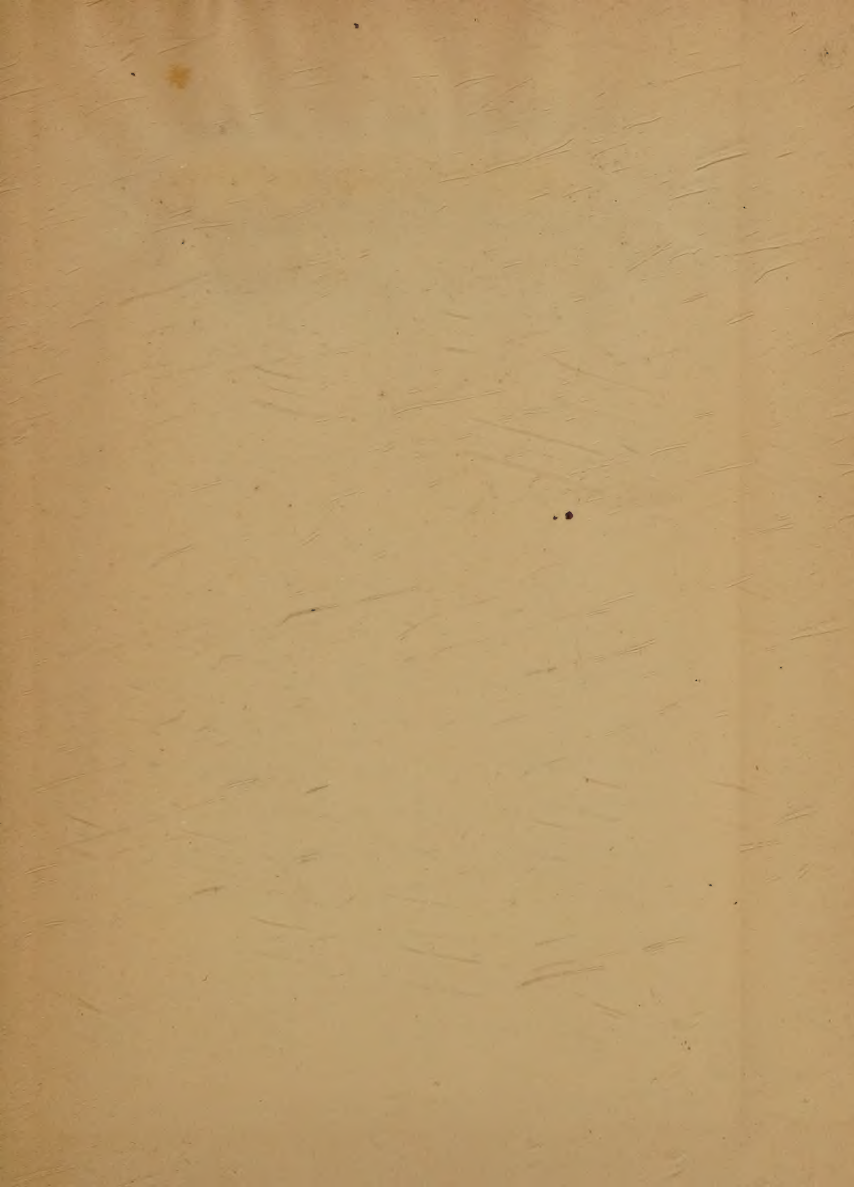
So sieht das Vaterland voll freudiger Hoffnung auch in betreff Ostafrikas in die Zukunft. Auch die Freunde deutsch-evangelischer Mission sind der gewissen Zuversicht, daß die furchtbaren Gewitterstürme, welche dort die Grundfesten erschüttern machten, die Luft gereinigt haben und nun ihnen der befruchtende Regen und freundliche Sonnenschein folgen wird.

Unser Titelbild, welches nach einer an Ort und Stelle aufgenommenen Photographie hergestellt ist, zeigt uns, wie

mit Gottes Hilfe und durch die unermüdlche, treue Arbeit des wackern Missionar Greiner aus Trümmerhaufen das neue stattliche Missionshaus erstanden ist. Dasselbe besteht aus zwei hohen, lustigen Stockwerken von gleichem Grundriß. Die unteren Räumlichkeiten mit eisernen Fensterladen sind für Küche, Vorratsräume, Negerwohnungen und Handwerkstätten benutzt. Oben liegen die übrigen Wohnräume und der Vetsaal. Es befinden sich dort acht Zimmer von ausreichender Größe, die aber nur teilweise durch die massiven Wände geschieden sind; die anderen Zwischenwände bestehen aus Holz und sind nicht ganz bis zur Decke emporgeführt, damit die Luft oben freien Durchzug habe. Jedes Zimmer hat außerdem unter der Decke eine Öffnung nach außen, die, nur durch ein Drahtgitter verschlossen, einen fortwährenden Luftwechsel gestattet. Die innere Einrichtung für den Vetsaal fehlt noch; alles übrige ist fertig, und die Missionare wohnen bereits seit längerer Zeit im Hause. In jedem Stockwerk vermittelt eine nach Norden gelegene, langgestreckte, geräumige Halle den Zugang zu den Zimmern und dient zugleich als angenehmer Aufenthaltsort für die Stunden der Muße. Der Aufenthalt in der kühlen Luft dieser meistens schattigen Halle ist ein außerordentlich angenehmer. Nach außen öffnet sie sich mit sieben steinernen Bogenöffnungen, vor denen Palmen rauschen, deren lustige Kronen eine Schar von lustig zwitschernden Webevögeln mit ihren kunstvollen Nestern schmücken, während das Auge weithin in das schöne Hinterland von Dar-es-Salaam schweift bis zu den Bugubergen hin. Von dem flachen Dache aus ist der Ausblick noch schöner. Zwischen den Palmenwipfeln hindurch sieht man die Stadt Dar-es-Salaam mit ihren malerischen Ruinen, dem Wismannschen Fort, den neuen europäischen Häusern und anmutigen Negerhütten, alles umkränzt von einem

dichten Palmenwalde. Zahlreiche andere herrliche Bäume und Sträucher geben der Landschaft eine liebliche Mannigfaltigkeit. Rechts dehnt sich der Hafen aus mit seinen zahlreichen Schiffen, gegenüber das Wachthaus mit seinen drei gewaltigen Affenbrotbäumen. Links geht's in das weite Meer hinaus mit seinen grotesken, kleinen Koralleninseln, auf deren überhängenden Ufern sich die Wellenkämme brandend brechen. Den geräumigen Hof mit Viehställen, Wirtschaftsgebäude und Brunnen umgiebt eine starke Mauer, welche im Falle feindlicher Überfälle genügenden Schutz gewähren würde. So sind jetzt für das Gedeihen der dortigen Mission die äußeren Bedingungen gegeben, und es wird auf dieser sichern Grundlage die eigentliche Missionsthätigkeit kräftiger in Angriff genommen werden können. Ein Geistlicher wird als Leiter der Station angestellt, ein Lehrer und einige Handwerksmeister ihm beigegeben. Die Zöglinge sollen in der christlichen Heilslehre, in der deutschen Sprache, in der Vebauung des Bodens und in Handwerken unterrichtet werden. Auch das ursprünglich für Sansibar geplante große deutsche Krankenhaus wird in nächster Zeit hier seine Stelle finden, und so wird die Mission in organischer Verbindung mit der Diakonie nicht nur ihre nächsten Aufgaben erfüllen, sondern auch beitragen zur Zivilisierung und Germanisierung der neuen deutschen Kolonie. Möchten dazu alle Freunde Deutsch-Ostafrikas und des Reiches Gottes dem Vorstande die Hände stärken durch Opferfreudigkeit und lebendige Fürbitte vor dem Throne dessen, von dem aller Segen kommt!





Date Due

[illegible]

PRINTED	IN U. S. A.
---------	-------------

MX114
C65

Cölln, Daniel von
Bilder aus Ostafrika

MX114
C65

